Ludendorffs Verlag

Schriftenreihe

Dr. Lore Sporhan-Krempel:

Aufruhr wider Juden und volksfremde Machthaber

Laufender Schriftenbezug 11 / Heft 3

Dr. Lore Sporhan-Krempel

Aufruhr wider Juden und volksfremde Machthaber

Tatsachenbericht aus der Zeit vor dem großen Krieg 1618-1648



Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Heft 3 des „Laufenden Schriftenbezuges 11"

Druck: Ludendorff-Druckerei, München / 1940

1. Das Kräftespiel

Am 28. Februar 1616 fielen auf dem Roßmarkt in Frankfurt die Köpfe einiger Männer, deren ganze Schuld es war, ihre Mitbürger im Kampf gegen volksferne, selbstherrliche Patrizier und gegen rassefremde Eindringlinge angeführt zu haben. Vier lange Jahre hatte der Kampf der Zünfte und Bürger der freien Reichsstadt gewährt. Der Aufstand hatte weite Kreise gezogen. Kaiser und Reich waren darüber in Bewegung gekommen. Union und Liga, die beiden mächtigen Parteien des damaligen Deutschlands, die sich in scharfem Glaubensstreit gegenüberstanden, hielten ihre Augen nach der Mainstadt gerichtet. Jede machte sich bereit, die Hand nach ihr auszustrecken. War doch Frankfurt im künftigen Kampf, zu dem alle Verhältnisse drängten, wichtige Schlüsselstellung. Nicht viel fehlte und der große Krieg, der Deutschland dreißig Jahre lang zerfraß, hätte nicht vom Prager Fenstersturz, sondern von den Frankfurter Unruhen seinen Ausgang genommen. Um die Wahrung alter Rechte und Freiheiten ging es hier wie dort: in Prag um die freie böhmische Königswahl, in Frankfurt um die Privilege der Bürger.

Der Kampf war hart und verzweifelt. Die Führer der Bürger waren wohl kluge, kühne und einsichtvolle Männer. Aber zuletzt mußten sie doch erliegen, weil die politischen Verhältnisse im Reich, die sie nicht genügend gekannt und deshalb nicht ausgewogen hatten, sich stärker erwiesen als ihr soziales und völkisches Wollen. Dem Kaiser war nur an Festigung seiner Macht gelegen, wozu ihm die römische Kirche gerne ihre Unterstützung lieh. Auch den Fürsten war es nur um ihren persönlichen Vorteil zu tun und sie suchten dies Ziel bald mit dem Kaiser bald gegen ihn zu erreichen. In diesem Kräftespiel war Frankfurt als Wahl- und Krönungstadt nur eine Karte, auf die man setzte. An die sozialen Nöte der Bürger, die in den Mauern dieser Stadt lebten, dachten die hohen geistlichen und weltlichen Herren nicht. Man brauchte ein „ruhiges" Frankfurt. Das war nicht anders zu erreichen als durch den Tod der Häupter des Aufstandes.

2. Ein Kronanwärter kommt nach Frankurt

Rudolf von Habsburg, der zweite seines Namens, Kaiser von Deutschland, war unvermählt und kinderlos in Prag gestorben. Nach menschlichem Ermessen war sein Bruder Matthias, König von Böhmen, der Nachfolger. Auch Matthias war lange unbeweibt geblieben, hatte aber dann in spätem Alter doch noch geheiratet in der — später freilich doch getäuschten — Hoffnung auf Nachkommenschaft, damit das Kaisertum nicht an den wenig beliebten Seitenzweig der Habsburger, die Herren von Steiermark falle.

Zur Wahl und Krönung fuhr Matthias nach altem Brauch in die Stadt am Main.

Festliche Erregung herrschte in Frankfurt. Nacheinander zogen die großen geistlichen Herren und weltlichen Fürsten ein mit ihren Gefolgen. Was gab es da alles für die Frankfurter zu sehen und zu bestaunen! Prächtige Gewänder mit Gold und Silber bestickt, schöne Frauen, um deren Hals sich Perlenschnüre schlangen und an deren weißen Händen blutrote und blaue Edelsteine blitzten, feurige Pferde, Staatskutschen und Reisewagen, fremdes, fahrendes Volk mit seltsamen Tieren, das seine Künste zum Besten gab. Aller Glanz und Reichtum Deutschlands sammelte sich hier.

Am 13. Mai 1612 langte König Matthias von Böhmen in Frankfurt an und stieg im Haus „Braunfels" ab. Begeistert jubelte die Menge dem Mann zu, von dem sie mit Sicherheit annehmen konnte, daß er ihr zukünftiger Kaiser und Schirmherr sein würde. Alles schien aufs beste verlaufen zu wollen.

3. Der Bürger Privilegien und der Juden Stättigkeit

Am 16. Mai 1612 drängte sich vor dem Römer eine bunte Menge, Kopf an Kopf. Die Bürgerschaft Frankfurts hatte sich versammelt, um nach altem Brauch, wie es die Goldene Bulle vorschrieb, den Sicherheiteid zu leisten. Man unterhielt sich leise und lebhaft.

„Der neue Herr wird hoffentlich dafür sorgen, daß unsere Steuerlasten gesenkt werden," meinte ein Hecker. Die anderen stimmten lebhaft zu.

„Wir kleinen Leute möchten auch wieder einmal aufatmen. Das Geld ist immer schlechter geworden und die Lebensmittel teurer."

„Zur Zeit Kaiser Maximilian des Zweiten selig habe ich von meinem Taglohn von 45 Pfennig vier und ein halbes Pfund Rindfleisch kaufen können," sagte ein alter Taglöhner mit durchfurchtem Gesicht bedächtig. „Heute verdiene ich 63 Pfennig und bekomme dafür weniger Fleisch."

„Uns geht es genau so," riefen ein paar andere. „Wenn wir leben wollen, müssen wir borgen und verkaufen. Frankfurt ist eine arme Stadt geworden."

„Das waren noch schöne Zeiten," seufzte ein altes Männlein, „als man für sein ehrliches Geld auch ehrliche Lebensmittel erhielt. Aber heutzutage ist alles unehrlich geworden: das Geld, die Waren und die Menschen."

„Ersparen kann man sich überhaupt nichts mehr bei der Teuerung", fuhr ein anderer fort. „Lohn und Lebensmittel sind einander nicht mehr gleich. Was bleibt einem da noch im Alter?"

„Nichts", grollte eine Stimme. „Aber ich weiß den Platz, wohin das Geld kommt!"

„Die Juddegass', die Juddegass'", schrien ein paar erbittert.

„Ruhe, Ruhe!" zischten andere.

Auf den Söller des Römers war ein Ratsherr getreten. Die Menge wurde still.

Der Ratsherr sprach ihnen den Eid vor und mit erhobenen Händen schworen die Bürger bei Strafe des Meineids und des Verlustes aller Rechte und Privilegien, die Kurfürsten, die in Frankfurt erschienen waren, zu beschützen.

Bei dem Wort Privilegien gab es einen Zwischenfall.

„Privilegien," rief eine tiefe Stimme, „was für kostbare Privilegien haben wir denn, die wir verlieren können? Wo sind unsere Privilegien?"

Mühsam wurde der Sprecher von seinen Freunden besänftigt und der Eid konnte zu Ende gebracht werden.

Der Ratsherr trat wieder zurück und die Bürger hätten nun eigentlich heimgehen können.

Aber die Frage: wo sind unsere Privilegien? hatte sie alle tief erregt. Sie blieben in kleinen Gruppen und Grüppchen beisammen stehen und besprachen sich.

„Früher wurden die Privilegien jedes Jahr auf dem Leonhards-Kirchhof den Bürgern vorgelesen", erzählte ein alter Zunftmeister der Schreiner. „Ich kann mich noch gut aus meiner Lehrlingszeit daran erinnern."

„Warum geschieht das heute nicht mehr?" riefen die andern aufgeregt.

„Das will ich euch sagen: weil der Rat, die Herren von der Gesellschaft Limpurg meinen, sie könnten mit uns tun, was sie wollten, wir wären nicht Bürger der freien Reichsstadt Frankfurt, sondern Untertanen der großgünstigen Ratsherren", sagte Peter Mutschier, der beim Roßzoll Schreiber war.

„Aber früher haben doch die Geschlechter Frankfurt groß gemacht", warf jemand ein.

„Das stimmt und das wollen wir nicht abstreiten. Aber die Enkel meinen, es sei genug, was die Väter getan. Warum geben sie uns nicht die Privilegien heraus? Da ist etwas nicht in Ordnung!"

„Dasselbig denk ich auch", mischte sich der Buchdrucker Johann Sauer in das Gespräch. „Da ist etwas nicht in Ordnung. Warum kennen wir unsere Privilegien nicht, während den Juden ihre Stättigkeit genau bekannt ist und sie sich jederzeit damit rühmen und darauf berufen!"

Es war, als lohe eine Flamme durch sie hindurch. Zehn, fünfzehn Stimmen schrien durcheinander. Sie alle gingen noch zu Grunde durch den Wucher der Juden, ein ehrlicher Deutscher Christenmensch werde von den Fremden von Haus und Hof gejagt. Woher man denn das Geld nehmen solle bei den teuren Preisen und den unmenschlichen Steuern? Die Judengasse sei reich und dort habe man, was einem selbst fehle: das blanke Bargeld. Die Juden aber verlangten 12 Prozent Zins und seien ohne Gnade ihren Schuldnern gegenüber. Könne man nicht zahlen, so werde man in den Schuldturm gesteckt oder von Haus und Hof vertrieben. Die besten Geschäfte machten die Juden mit dem Verkauf von Hehlergut und Pfändern. Der Rat aber halte es mit den Fremden, wie an vielen Ereignissen deutlich zu sehen sei. Es werde in Frankfurt nicht besser mit den bürgerlichen Zuständen, als bis die Juden ein für allemal draußen seien.

„Und ein ehrlicher Bürger wieder seine Privilegien kennt", ergänzte Peter Mutschier.

„Wir wollen dem Rat eine Schrift einreichen und ihn zierlich bitten, uns die Privilegien bekannt zu geben wie es vordem der Fall war. Auch un-

sere Klage über die Juden wollen wir vorbringen mit der Bitte, diesem Unwesen zu steuern. Solch billige Forderung kann uns nicht abgeschlagen werden!"

Der so gesprochen, war ein großer stattlicher Mann in den besten Jahren. Aus seinem vollen Gesicht blitzten ein paar kühne Augen und der ausdrucksvolle Mund betonte noch das Kräftige der ganzen Erscheinung. Er gehörte der Zunft der Fettkrämer an, war seines Zeichens ein Lebküchler und hieß Vinzenz Fettmilch.

Sein Vorschlag, eine Bittschrift an den Rat einzureichen, wurde von allen gutgeheißen. Das aufgeregte Volk verlor sich langsam in den Gassen.

4. Der Rat

Der Rat der Stadt Frankfurt setzte sich damals vorwiegend aus Mitgliedern der alten adeligen Familien, den sogenannten Geschlechtern, zusammen. Diese waren zusammengefaßt in einem Adelsverein, der sich die Gesellschaft Limpurg nannte, nach dem Hause, in dem sie sich trafen. Hatten sich im 15. und 16. Jahrhundert die Patrizier in großem Umfang am Großhandel beteiligt, so zogen sie sich Ende des 16. Jahrhunderts davon zurück und lebten nun als reiche Leute von ihren Renten, fern dem tätigen Leben der übrigen Bürgerschaft. Mitglieder ihrer Familien besetzten die wichtige erste Ratsbank, während die zweite den „Frauensteinern", einer anderen nicht so vornehmen Gesellschaft zustand. Die dritte sollte von Rechts wegen von Angehörigen der Zünfte eingenommen werden, war aber von keiner praktischen Bedeutung, da die Limpurger sie oft zur Hälfte leer stehen ließen oder unfähige Leute dafür wählten. Die Limpurger waren fast alle miteinander verwandt und verschwägert und man konnte einen Ratssitz erheiraten oder ererben. Dies widersprach den Gesetzen der Stadt, da man bei zu naher Verwandtschaft der Ratspersonen für die Rechtsprechung fürchtete. Bestechlichkeit und Ämterschacher hatten sich im Lauf der Zeit breit gemacht. Während die Steuern stetig stiegen und die Bürger mehr und mehr verarmten, ließen es sich die Ratsherren bei Gelagen und Gastereien wohl sein. Sie fühlten sich nicht mehr als Erste der Bürgerschaft, sondern als Fürsten und Herren und

behandelten demgemäß die stolzen Frankfurter Bürger wie Untertanen und Knechte.

Die Bürgerschaft aber erwiderte eine solche Behandlung mit zunehmendem Argwohn.

5. Die Bürger

Wenn Herbst- und Frühjahrsmesse vorbei waren, wurde Frankfurt wieder eine ruhige, fast ländliche Stadt. Die Bürger gehörten meistens dem Handwerkerstande an oder waren Kaufleute. Der Aufbau Frankfurts als Messestadt hätte wohl einen großen Reichtum allgemein erwarten lassen. Aber zur Zeit des Fettmilch-Aufstandes ging in den Messezeiten alles gute, „dicke" Geld für fremde Ware ins Ausland und im Inland blieb nur das schlechte „dünne" Geld zurück. Zudem verlor das Geld immer mehr an Kaufkraft, während sich die Lebenshaltung verteuerte.

Das Handwerk lag darnieder. Einst freilich hatte Frankfurt auch ein blühendes Handwerk und Gewerbe gehabt, besonders seine Wollenweberei war berühmt gewesen. Ausdruck dieses handwerklichen Wohlstandes war der Regierunganteil gewesen, den sich die Zünfte erkämpft hatten. Um 1600 aber waren diese Vorteile längst dahin. Auch die Industrie, die damals in Deutschland langsam Eingang fand, konnte sich in Frankfurt nicht halten. Zweimal zwar war der Versuch gemacht worden, die Industrie in die Stadt einzuführen. Vertriebene Hugenotten und Calvinisten aus Frankreich und den Niederlanden kamen nämlich Ende des 16. Jahrhunderts nach Frankfurt, rührige, betriebsame Leute. Sie brachten Mut und Unternehmungluſt mit, wertvolle Handelsbeziehungen und eine ausgebaute Industrie: Seidenweberei, Schnürmacherei, Edelsteinschleiferei und anderes. Eine Zeitlang schien es, als setze sich diese Industrie fest, es gab Geld und Arbeit in Frankfurt. Die „Welschen" führten einen freieren Lebensstil in die ehrsame Stadt ein; so gut sie das Geld einzunehmen verstanden, ebenso gut verstanden sie es auszugeben. Auch kamen mit ihnen viele fremde Gesellen, welche der neuen Industrie kundig waren. Durch sie entstand manche Unruhe in der Stadt. Sie stellten weit höhere Lohnforderungen und Ansprüche als die einheimischen Lehrlinge und Gesellen. Im Taglohn oder Akkord arbeiteten sie bei den

Industriellen, lebten aber sonst für sich. Die Gesellen der Handwerker dagegen gehörten meist noch der Hausgemeinschaft des Meisters an. Industriearbeiter und Handwerksgesellen begannen sich schon damals zu unterscheiden. Dieser Industrieentwicklung wurde ein jähes Ende gesetzt. Der Rat fürchtete von den Welschen an Pracht und Reichtum übertroffen zu werden, die lutherischen Prediger sahen mit scheelen Augen auf die Calvinisten und die alten Zünfte hatten Angst vor der Konkurrenz und dem freien Wettbewerb. Kurz entschlossen verbot der Rat den Welschen die Ausübung ihres Gottesdienstes. Infolgedessen zogen schon Ende des 16. Jahrhunderts viele der reichen Leute fort und nahmen Verdienst, Geld und Industrie mit. Ein ähnlicher Vorgang wiederholte sich im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts. Die Bürger verarmten. Im Jahr 1611 entsprach der Taglohn für einen männlichen gewerblichen Taglöhner 25 Eiern oder 1 1/8 Pfund Butter. Im Jahre 1612 mußte ein gewerblicher Taglöhner für 7 Pfund Schwarzmehl einen ganzen Tag arbeiten, ebenso für 1/2 Pfund Butter oder für 4 1/2 Pfund Weizenmehl. Ein landwirtschaftlicher Taglöhner verdiente im selben Jahr pro Tag 4 1/2 Pfund Schwarzmehl (Großverkaufspreis) oder 3 1/2 Pfund Weizenmehl, eine Frau mußte für 2,2 Pfund Schwarzmehl ebenfalls einen ganzen Tag arbeiten. Demgegenüber stiegen die Steuerlasten ständig.

Die Bürger waren deshalb begreiflicherweise unzufrieden mit ihrer sozialen Lage. Ebenso erging es aber auch den reichen Welschen, denn trotz ihres Reichtums und ihres Ansehens besaßen sie keine Vertretung im Rat und hatten in städtischen Angelegenheiten nichts zu sagen.

Die Nutznießer dieser Notlage der Bürger waren die Juden, die ihnen zu hohen Zinssätzen Geld liehen. Wer nicht zinsen konnte, wurde erbarmunglos in den Schuldturm geworfen oder von Haus und Hof vertrieben.

6. Die Juden

Als die ersten Juden im 12. Jahrhundert nach Frankfurt kamen, wurden sie vorurteilslos aufgenommen und durften wohnen, wo sie wollten. Die meisten siedelten sich um den Dom herum an, vielfach sogar in Häusern, die dem Domherrn gehörten. Auch Landwirtschaft oder ein Gewerbe zu treiben, war den Juden damals durchaus gestattet. Doch zogen sie es

vor, auf andere Art ihr Leben zu fristen. Geldgeschäfte waren viel weniger anstrengend. Galt doch für die Juden das kanonische Zinsverbot nicht wie für die Christen. Diese mußten sich nach dem Wort richten: Leihet, daß ihr nichts davon hoffet. Die Juden dagegen durften Zins nehmen und das taten sie auch wacker. Um den unerhörten Zinsen wenigstens eine Grenze zu stecken, verordnete Kaiser Ludwig der Bayer, daß die Frankfurter Juden bei einem Einheimischen 32½ Prozent, bei Fremden 43⅓ Prozent nehmen durften. Doch ließen sich die Deutschen Bürger das alles nicht widerspruchslos gefallen. Schon im 13. Jahrhundert vertrieben sie die Fremdlinge das erstemal. Bald aber waren diese wieder da und setzten ihr altes Treiben fort. Es dauerte wieder ein Jahrhundert, bis die Geduld der Frankfurter abermals brach. Im Jahr des Schwarzen Todes 1349 wurden die Juden zum zweitenmal aus der Stadt gejagt. Da aber der Erzbischof von Mainz auch weiter die Zahlung des Judenzehnten von der Stadt forderte, ja, sogar für ewige Zeiten vollständigen Ersatz dafür beanspruchte und die Stadt das nicht auftreiben konnte, so blieb nichts anderes übrig als neue Juden zu holen.

Die Juden widmeten sich auch weiterhin ihren ertragreichen Geschäften. Diebs- und Hehlergut fand bei ihnen Aufnahme und Absatz. Sie blieben die Geldgeber für Patrizier, Bürger und Bauern, für Fürsten und Geistliche. Zehn Stunden im Umkreis von Frankfurt gab es bald keinen Ritter und Edelknecht mehr, der den Frankfurter Juden nicht verschuldet gewesen wäre. Die Bauern brachten ihr Vieh als sogenanntes „fressendes Pfand", für dessen Unterhalt sie auch noch sorgen mußten, die Stiftsjungfrauen versetzten ihre Gebetbücher und Breviere.

Auch mit Nahrungmitteln trieben die Juden einen schwunghaften Handel. Die Bürger warfen ihnen auch hier unredliche Praktiken vor. In einem Buch aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts wird vor dem Kauf jüdischer Waren gewarnt. Gewürznelken seien vor dem Verkauf ausgekocht und dann an der Luft getrocknet worden, Zitronen, Pomeranzen und Limonen angestochen, ihr Saft ausgesogen, und die Früchte dann mit Essigwasser aufgequollen. Harmlose Käufer fielen auf diese Waren nur zu oft herein.

Die Bürgerschaft von Frankfurt wollte nun aber die Juden nicht mehr länger in ihrer Mitte dulden und forderte den Bau einer Judengasse.

Diese wurde 1460 erbaut. Die Juden erhielten eine „Stättigkeit", d. h. eine Ordnung für ihr Verhalten, die sie alle drei Jahre neu bestätigen mußten.

7. Eine Bittschrift an den Rat

„Edle, Ehrenfeste, Hochgelehrte, Fürsichtige und Weise, großgünstig gebietende Herren", schrieb langsam mit deutlicher Schrift Vinzenz Fettmilch, den man seiner schönen Handschrift halber ausersehen hatte, die Bittschrift an den Rat aufzusetzen. Um ihn herum drängten sich seine Freunde und mit gemeinsamen Anstrengungen wurde das Schriftstück weitergeführt. Die Bürger schilderten erst umständlich, wie sie vor den Römer gerufen worden, um den Sicherheitseid zu leisten und welche Bedenken ihnen wegen der Privilegien gekommen und baten mit bescheidenen Worten, ihnen, wie es früher der Brauch war, die Privilegien wieder bekannt zu machen.

„..... Ja die Juden selbst allhier zu Frankfurt haben nicht allein ihre vermeinten Privilegia und Auszüge, sondern wissens gegen die Bürger bei Tag und Nacht stattlich zu gebrauchen und sich dessen zu rühmen, sondern habens auch nicht gar unlängst am hochlöblichen Kammergericht insinuieren lassen. Allein die arme Bürgerschaft, welche die Juden, samt Weibern und Kindern und Gesind in etlich Tausend stark, mit großem Weheklagen der armen christlichen Bürgerschaft, meistenteil (von) Bürgern und dero Weib- und Kindern, (zu) unwiderbringlichem Schaden, jährlich ernähren und erhalten, sollen nicht wissen, was ihre bürgerliche Freiheit und Privilegia sein sollen. Daraus dann gleichsam erfolgen würde, (als) ob sollten die Juden der Bürgerschaft gewidmet und diejenigen, so des Reiches Mancipia und Sklaven sind, den freien Reichsbürgern zu gebieten haben und vorgezogen werden.

Fürs andere, weil denn die Bürgerschaft bishero etlich viel Jahr mit großen Schmerzen, mercklichem Schaden und ganz äußerstem Verderben erfahren (hat), daß sie und der mehrere Teil der Bürger, reich und arm, Witwen und Waisen, hohes und niederes Stands, von den Juden auf das äußerste mit ihrem übermäßigen Judenwucher zum höchsten verderbt, übernommen, übersetzt, ausgemergelt und ausgesogen worden und, wider die bürgerliche Freiheit, schuldenhalber ins Gefängnis geworfen, darin

und sonst dermaßen ausgezogen worden, daß ihrer viele um alle ihre Nahrung gekommen und an den Bettelstab geraten.... also bitten und begehren sie (die Bürger) die Überzahl und Menge der Juden wider der Bürger Freiheit eingeschleift, wie auch unmenschlichen Judenwucher, wider die Reichsconstitutiones (Reichsgesetze) eingeführt, abzuschaffen, zu restringieren und moderieren; und was sie bisher beweislich wieder die bürgerliche Freiheit und des H. Reichs Constitutiones den Bürgern zuviel abgenommen und ausgepreßt, wiederum herauszugeben und in sortem computieren zu lassen anzuhalten und den Juden hinfüro einig Geld von Christen zu leihen und aufzunehmen bei einer namhaften Straf nit zu gestatten...."

Als drittes wurde noch die Bitte um einen wöchentlichen Kornmarkt hinzugefügt, alles noch einmal säuberlich zusammengefaßt und dann unterschrieben: „E. E. F. W, untertänige gehorsame Bürger, Zünfte und Zunftgenossen und andere Bürger, so nit zünftig."

Befriedigt blickten sie auf ihr Werk. Wenn der Rat wirklich ein Einsehen hatte mit den Nöten der Bürger, so mußte ja bald eine günstige Antwort kommen. Eine Abordnung überbrachte die Bittschrift dem Rat.

8. Die Bürgerschaft erhält Bescheid

Die Bewegung hatte sich inzwischen in der ganzen Stadt verbreitet. In den Läden und Ständen, in den Handwerkerstuben, in Werkstätten, Wirtshäusern und auf den öffentlichen Plätzen sprach und redete man von nichts anderem mehr als von der Bittschrift der Bürger an den Rat. Auch vornehmere und reiche Bürger beteiligten sich. Insbesondere waren die Niederländer der Sache zugetan. Sie hofften, daß ein Erfolg dieser Bittschrift auch ihnen zugute käme.

Die Abgesandten an den Rat kamen zurück. Alle umdrängten sie, fragten und wollten wissen, welche Antwort sie brächten.

Einen endgültigen Bescheid hatte der Rat noch nicht gegeben. Aber....

Nun, was aber?

Ja, der Stadtschreiber Pyrander habe laut und deutlich geäußert, was denn die Bürger wollten, es seien ja gar keine Privilegien da.

„Der Pyrander ist ein Hund, ein verfluchter, man sollte ihn totschlagen", schrie ein Hitziger aus der Menge.

Und der Ratssyndikus, dem sie das Schreiben übergeben, habe höhnisch gesagt, ehe man die Privilegien herausgebe, solle lieber die Stadt untergehen.

Die Leute murrten. Das war keine Antwort auf ihre bescheidene und berechtigte Bittschrift.

„Da sieht man, wie es die Herren mit uns meinen", sagte der Buchdrucker Johann Sauer. „Ich trau ihnen nicht, ich trau ihnen nicht!"

Das blieb an allen hängen. Sie glaubten nicht mehr so recht an den guten Willen ihrer Obrigkeit.

Die endgültige Antwort des Rats war auch nicht geeignet, das Mißtrauen zu besänftigen. Der Rat gab nämlich den Bescheid, man möge sich mit der Erledigung der Bittschrift gedulden, bis der Kaiser und die Kurfürsten abgereist seien. Das hielten die Bürger für ein sicheres Zeichen, daß der Rat die Antwort auf das Bittgesuch hinausschieben oder die ganze Angelegenheit gar vergessen wollte.

9. Man wendet sich an den Kaiser

Matthias war am am 3. Juni 1612 zum Kaiser gewählt worden. Die Bürger der Stadt Frankfurt beschlossen daher, die Zeit, die der Kaiser noch in ihrer Mitte war, zu benützen und ihm und den Kurfürsten ihre Bitten vorzutragen. War der Kaiser nicht Schirmherr ihrer Stadt und ihnen ein Vater und Freund? Gewiß konnte er ihren Bitten keine tauben Ohren entgegensetzen, und verhalf ihnen zu ihrem Recht.

Wieder mußte Vinzenz Fettmilch zwei Schriftstücke aufsetzen, eines an den Kaiser, und eines an die Kurfürsten. Die Schreiben enthielten im wesentlichen dasselbe wie die Bittschrift an den Rat.

Aber man hatte in den hohen Kreisen mit den Vorbereitungen zu der Krönung zu tun und so erhielten die Bürger nach einigen Tagen vom Reichserzkanzler nur die Antwort: Da der Rat ja ihre Bitte nicht abschlägig beschieden, sondern eben überhäuft sei mit Geschäften, so sollten sie in Geduld bis nach dem Krönungtag warten.

10. Die Kaiserkrönung

Der Krönungtag stieg strahlend über der Mainstadt auf. Vom ersten Morgengrauen an war alles in Bewegung. Mit ihren schönsten Festkleidern angetan standen die Bürger auf der Straße, keiner blieb zu Hause, um ja nichts zu versäumen von all dem, was es an diesem Tag zu sehen gab.

Die Kirchenglocken riefen über der Stadt. Vor dem Dom staute sich die Menge. Hier konnte man die Kurfürsten anreiten und nachher den neuen Herrscher nach dem Römer gehen sehen.

Pferdegetrappel erklang. Die Hälse reckten sich. Die weltlichen Kurfürsten ritten heran und sprangen vom Pferd, daß die Sporen klirrten.

Staunend blickten die Frauen auf die prächtigen pelzverbrämten Kleider, die Männer dagegen bewunderten mehr die goldenen und silbernen Ehrenketten und Denkmünzen, die die Herren um den Hals trugen. Während man sich noch leise darüber stritt, welcher von den fremden Gästen der stattlichste und prächtigste wäre, kamen die geistlichen Fürsten schon herangesprengt.

Das Volk jubelte. Die Herren lächelten, dankten und einer von ihnen hob die Hand und schlug ein flüchtiges Kreuz über die Menge. Nur wenige neigten demütig den Kopf. Die Anzahl der Katholiken in Frankfurt war klein.

„Der Kaiser!“ ging es nun durch die Reihen. „Der Kaiser!“ Man grüßte und winkte. Matthias Gesicht strahlte und seine sonst oft trüben Augen hatten einen hellen Schein.

Und nun schlugen die Domtüren zu. Musik klang drinnen. Alle Glocken läuteten.

Und, die draußen standen, wußten, daß nun dem Kaiser die uralte Deutsche Krone aufs Haupt gesetzt wurde, daß er vom Erzbischof mit dem schimmernden Krönungmantel bekleidet wurde, daß er Zepter und Reichsapfel entgegennahm.

Während drinnen im Dom die feierliche Handlung vor sich ging, wurde draußen von Handwerksleuten eilig ein Brettersteg gezimmert, der von der Domtür zum Römer führte. Prächtige Teppiche und Tücher warf man über diesen Steg. Hier glühte dunkles Rot, dort schattete tiefes

Blau, herbstliches Braun glänzte und feuriges Gold leuchtete. Es war eine Pracht, daß einem schier die Augen übergehen wollten.

Nun sprangen die Domtüren wieder auf. Kerzen strahlten im Innern der Kirche, Weihrauchwolken stiegen langsam an dem verdämmerndem Gewölbe empor.

Heraus schritt der Kaiser, begleitet von vier Frankfurter Ratsherren, die mit gemessener Würde einen Baldachin über den Herrscher hielten. Das Gesicht des Kaisers war ernst und feierlich.

Unermeßlicher Jubel brauste auf. „Heil unserem Herrn Kaiser! Heil Kaiser Matthias! Freude und Glück über ihn!" rief und jauchzte es von allen Seiten.

Und in diesem Jubel ging unter, was sich ein paar leise zuflüsterten: „Seht, der Faust von Aschaffenburg, der böse Ratsherr, trägt mit am Baldachin! Wie höhnisch er auf uns herabschaut, der Fuchs!"

Kurfürsten und Fürsten zogen in langer Reihe hinter dem Kaiser her. Die Zuschauermenge setzte sich nun auch in Bewegung dem Römer zu. Dort wurden nun während des Festmahles im Kaisersaal die Erzämter ausgeübt.

Ein Teil des Platzes vor dem Römer war abgesperrt und eingezäunt. Frankfurter Stadtsoldaten mit geschultertem Gewehr sorgten dafür, daß die Schranken nicht durchbrochen wurden. Mitten auf dem abgesperrten Platz war eine hölzerne Küche aufgerichtet worden, in der sich ein Ochse lustig am Spieße drehte. Daneben lag ein mächtiger Haufen Hafer. Aus einem hölzernen Brunnen, der auf dem Kopf einen schwarzen Adler trug, floß weißer und roter Wein.

Der Kaiser und die Kurfürsten mußten immer wieder an die Fenster des Römers treten und sich dem Volke zeigen.

Plötzlich ging ein Raunen durch die Menge. Die Köpfe drehten sich nach dem Haus, in dem der derzeitige Schultheiß wohnte. Auf dem Söller war ein kleiner dunkeläugiger Mann mit scharfer Hakennase sichtbar geworden. Ein gelber Ring am Ärmel seines Kleides machte ihn als Juden kenntlich. Neben ihm stand ein Mädchen, dessen Kopf ein gelber Schleier bedeckte. Beide blickten neugierig auf das Treiben unter ihnen, deuteten lebhaft mit den Händen und ihre Stimmen klangen laut und unbekümmert über den Platz.

„Es ist der Jud, der Nathan zur Ampel", murmelte Vinzenz Fettmilch der mit einem Zunftmeister der Schneider, Konrad Schopp, und einem Zunftmeister der Schreiner, Konrad Gerngroß, mitten unter der Menge stand. „Was tut der Jud bei der Kaiserkrönung?"

„Wahrlich, es ist eine Schande, daß die Geschlechter ihre alten Häuser so den Fremden öffnen! Der Jud gehört in die Juddegaß, insonderlich an einem Tag wie heute", rief Gerngroß erregt.

Peter Mutschier, der hinter den beiden stand, drohte hinauf zum Söller. Nathan zur Ampel, der es gesehen, lächelte nur spöttisch und überlegen.

Aber nun ballten noch andere die Hände gegen den Juden hinauf und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn nicht ein Fanfarenstoß erklungen wäre. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer wandte sich nun wieder ganz dem Römer zu. Mit würdigem Schritt nahte der Erbtruchseß, trat an den gebratenen Ochsen heran, schnitt mit einem kostbaren Messer ein Stück davon ab, legte es auf einen silbernen Teller und brachte es seinem Kaiser an den Tisch. Kaum war er verschwunden, als schon der Erbmarschall mit einer silbernen Metze von dem Hafer schöpfte, um des Kaisers Leibroß damit zu füttern. Der Erbschenk hielt einen silbernen Becher unter die Röhren des weinspendenden Brunnens und kredenzte den Trunk seinem Herrn. Nun aber erhob sich ein lautes Geschrei, denn der Erbschatzmeister des römischen Reiches Deutscher Nation warf silberne und goldene Münzen unter das zuschauende Volk. Ein große Balgerei begann. Geschmeidig wie Katzen schlüpften die Buben zwischen den Beinen der Erwachsenen durch. Sie erwischten die meisten Münzen, aber auch das meiste Brot, das nun die Bäcker auszuwerfen begannen.

Hafer, Wein und Ochse wurden nun, nachdem die Kurfürsten ihres Amtes gewaltet, ebenfalls dem Volk freigegeben. Der eine stürmte zum Wein, der andere rannte zum Braten, der dritte raffte von dem Hafer soviel er konnte. Lachen, Lärm, Balgen und Toben beherrschten den Platz. Besonders umstritten war der Ochsenkopf. Die Zunft, die ihn eroberte, durfte ihn als Siegestrophäe im Zunfthaus aufhängen. Diesmal waren die Schreiner die glücklichen Gewinner.

Die ganze Nacht wurde getanzt, getrunken und gesungen und eitel Wonne herrschte in der ganzen Stadt.

11. Ein Kaiser reist von Frankfurt ab

Die Krönung war vorbei und die Huldigung auf den 21. Juni festgesetzt. Man konnte daher annehmen, daß der Kaiser nicht mehr allzulange in Frankfurt bleiben würde. Die Bürger hatten aber auf ihr letztes Bittgesuch noch keine Antwort erhalten. Sie beschlossen deshalb, sich noch einmal an den Kaiser zu wenden.

„Habt ihr gehört, daß es heißt, der Rat hätte den Bürgern schon lange angeboten, ihnen Geld zu 5 Prozent zu leihen? Es wäre gar nicht nötig, zu den Juden zu gehen", fragte aufgeregt Konrad Schopp.

„Damit will sich der Rat nur reinwaschen, deucht mich", meinte der Stadtarzt Johann Hartmut Beyer, der sich der Bewegung ebenfalls angeschlossen hatte. „Wer von uns hätte dann nicht lieber beim Rat um 5 Prozent geborgt anstatt bei den Juden um 12 Prozent?"

„Wir müssen dem Kaiser nochmals alles klärlich anzeigen und an sein väterlich Herz appellieren", meinte Vinzenz Fettmilch. „Der Herr Kaiser kann uns nicht im Stich lassen!"

„Der Rat stellt dem Kaiser unser Vorgehen als Rebellion hin, dagegen müssen wir uns aufs zierlichste verwahren", sagte Gerngroß.

Wieder setzten sie miteinander ein Schriftstück auf, schlicht, einfältig und überzeugt von ihrem Recht und davon, daß der Kaiser ihnen helfen würde. Ihre Hauptklage richtete sich gegen die Juden. Das Schreiben schloß mit den Worten:

„Weil dann, allergnädigster Kaiser, unser alleruntertänigstes Bitten nit unziemlich, auch auf diesen gravaminibus (Beschwerden), sonderlich der Juden halber, unsere zeitliche Wohlfahrt bestehet, vom allmächtigen Gott aber E. Kais. Maj. wie allen andern des Reichs Zugehörigen, also auch uns armen Leuten zu einem Beschützer und Vater des Vaterlandes vorgesetzt: so sind wir der gewissen, unfehlbaren, alleruntertänigsten Zuversicht und wollen daran auch zumal nicht zweifeln, E. Kais. Maj. werde das väterliche Herz allergnädigst zu uns wenden, das Kinderrecht uns widerfahren lassen und nicht zugeben, daß wir cives (Bürger) von peregrinis (Fremden), wir Freien von Knechten, von solchem verfluchten und der ganzen Welt nur zum ewigen Schauspiel ihrer Verbrechen und Mordes am Herrn Jesu übrig verbliebenen Volk, sollen von Haus, Hof,

Weib und Kind vertrieben werden, ja beneben denselben in äußerste Not, Armut und zur Dienstbarkeit gebracht werden."

Sie hofften so sicher auf den Kaiser. Sie glaubten so fest, daß Recht Recht bleiben würde. Sie wußten wenig von den Verhältnissen im großen Reich und sie wußten nichts von den Fäden, die sich zwischen Kaiser und Juden spannen. Wäre Recht Recht geblieben — wahrlich, ihr Kampf hätte siegreich enden müssen.

Der Kaiser stellte die Bittschriften, die ihm und den Kurfürsten überreicht worden, dem Rat zur Berichterstattung zu. Den Bürgern aber wurde von den kaiserlichen Räten angezeigt, daß ihnen die Privilegien mitgeteilt werden sollten. Darüber herrschte große Freude und die zuversichtliche Stimmung der Bürgerschaft stieg. Man glaubte sicher, daß die Forderungen, die Juden und den Kornmarkt betreffend, ebenfalls erfüllt werden würden.

Der Kaiser fühlte sich indes nicht wohl in einer Stadt, deren Bürger sich gegen den Rat auflehnten und ihn, den Kaiser, mit Bittschriften bestürmten. Er fürchtete einen offenen Aufruhr. Aus der Ferne konnte man den Bürgern besser die Antwort geben, die notwendig war, um ihren Übermut zu dämpfen.

Heimlich in der Morgenfrühe ließ der Kaiser seinen Wagen vorfahren. Ein Pferd wieherte in die frische Morgenluft. Das klang so hell und kräftig, daß ein Bürger in der Nachbarschaft aufwachte, ans Fenster trat und neugierig beobachtete, was da unten vor sich ging. Als er begriff, daß der Kaiser sich zur Abreise anschickte, machte er sich eiligst auf, um seine Freunde zu benachrichtigen. Denn es war doch unmöglich, daß der Kaiser so heimlich und ohne Abschied von Frankfurt abreiste! Aber so schnell auch die Kunde von der Abreise des Kaisers die Stadt durcheilte, die vier Pferde vor der kaiserlichen Kutsche waren schneller. Eilig bewaffneten sich die Bürger und liefen auf die Straßen, um sich aufzustellen. So war es Brauch und Recht einem scheidenden Kaiser zu Ehren. Aber man wartete umsonst auf den Wagen. Der Kaiser war längst zum Stadttor hinaus und fuhr Prag zu. Mißmutig kehrte das Volk zurück in die Häuser. Matthias war der erste Kaiser, der sich so heimlich aus Frankfurts Mauern stahl, und diese Abreise ließ einen Flecken auf seinem Bild im Andenken der Frankfurter zurück.

12. Der Rat gibt Antwort

Die Antwort des Rates war seltsam. Nicht nur, daß die Bürger in versteckten Worten des Ungehorsams und des Aufruhrs bezichtigt wurden, man warf ihnen auch vor, sie stürzten sich durch liederliches Haushalten in Schulden und würden die Schuld daran dem Judenwucher zuschieben. Auch borgten sie lieber von den Juden um 12 Prozent als vom Rat um 5 Prozent, wie es dieser doch schon vor Jahren ihnen angeboten habe. Ein Kornmarkt wäre schon längst eingerichtet worden, wenn man die um Frankfurt herum wohnenden fürstlichen Untertanen zwingen könnte, ihr Korn nach Frankfurt auf den Markt zu bringen. Von den Privilegien aber wüßten die Bürger durch das städtische Gesetzbuch soviel als ihnen nötig sei. Die Schrift schloß mit einer Drohung gegen die Bürger und einer Aufforderung an den Kaiser, die Bürger, die sich wider ihre Obrigkeit empörten, zu bestrafen.

Das war nun fast zu viel für die Bürgerschaft, die trotz allem Mißtrauen doch auf das schließliche Einsehen des Rates gehofft hatte. Solch schwere Beschuldigungen, wie sie die Schrift des Rates enthielt, durfte man nicht auf sich ruhen lassen und sogleich wurde eine Rechtfertigungschrift aufgesetzt, die sehr sachlich und leidenschaftlos gehalten war.

Man wies die Meinung, daß die Bürgerschaft wider den Rat rebellieren wolle, energisch zurück. Die kaiserlichen Räte hätten, so betonte man weiter, die Erlaubnis zum Verlesen der Privilegien gegeben und man bitte, der Rat möge dieser Zusage nachkommen. Daß der Rat bereit gewesen, ihnen mit Geld auszuhelfen, habe man bisher nicht gewußt. Freilich wolle man lieber vom Rat leihen als von den Juden und man möge mitteilen, auf welchem Wege das zu machen sei. Ihre Bitte, der Juden und des Kornmarktes wegen, wiederholten sie nochmals.

Darauf gab der Rat keine Antwort. Was sollte das heißen? Diente die Bürgerschaft den Herren vielleicht zu Spott und Hohn und lachte man bei den Limpurgern über ihre berechtigten Forderungen?

Wieder versammelten sich die Bürger um zu beratschlagen. Man war sich klar darüber, daß man eine einheitliche Führung brauchte, wenn man die Forderungen durchsetzen wollte. So wurde ein Ausschuß gewählt, der aus Zunftgenossen und nicht zünftigen Bürgern bestand, ebenso aus sechs

Bürgern von Sachsenhausen. Vinzenz Fettmilch nebst seinen beiden Freunden Gerngroß und Schopp spielten in diesem Ausschuß bald eine entscheidende Rolle.

Was wissen wir von dem Mann, dessen Namen der Aufstand trägt? Sein Bild zeigt einen Kopf mit kräftigen Zügen, einem starken Mund und einer freien Stirn. Man glaubt nach diesem Bild an die Tapferkeit und Kühnheit dieses Mannes, aber auch an sein leidenschaftliches feuriges Temperament. Er war gebürtiger Hesse und durch Heirat mit einer Frankfurter Bürgerstochter ebenfalls Bürger geworden. Von natürlicher Klugheit und Begabung hatte er auch eine gute Bildung genossen. Er hatte einige Kriege mitgemacht und war Unterführer geworden. Dann war er aus dem Heer ausgetreten und hatte in Frankfurt eine Art Notariat angefangen, d. h. er fertigte selbständige Schreiberarbeiten an. Da seine Familie sich aber ständig vermehrte — er hatte sieben Kinder — so reichte der Verdienst bald nicht mehr aus. Fettmilch entschloß sich, eine Schankwirtschaft aufzumachen, die ihm aber vom Rat in den schlechten Zeiten nach der Auswanderung der Niederländer geschlossen wurde. Darnach war er in die Zunft der Fettkrämer eingetreten und Lebküchler geworden. Zur Zeit des Aufstandes dürfte er ein Mann in den besten Jahren gewesen sein.

Seine beiden Freunde Gerngroß und Schopp waren Einheimische und schon bejahrte Männer. Von ihnen weiß man nicht viel mehr, als was die Aufstandsgeschichte erzählt.

13. Sturm auf den Römer

Das Schweigen des Rates erbitterte die Bürger aufs äußerste. Sie sammelten sich vor dem Römer und schrien, es sei unerhört, wie man sie behandle. Ihre Bitten seien nicht mehr als recht und billig, ob man denn darauf überhaupt nicht zu antworten brauche?

„Wir wollen die hohen Herren einmal etwas näher sprechen", rief jemand. „Auf, in den Römer!"

Der Ruf pflanzte sich fort. Die Leute kamen in Bewegung. Man schob die Wächter an den Türen des Rathauses beiseite und etwa zweihundert Bürger stürmten die Treppe hinauf. Unter ihnen befanden sich vor allem Mitglieder des neuen Bürgerausschusses.

Der Rat war sprachlos, als das Volk in die Ratsstube eindrang. So ernst stand also die Sache, die sie hatten geglaubt leichthin abtun zu können!

„Wir wollen Antwort und Bescheid auf unsere Bittschrift", erklärten die Eingedrungenen. „Was haben die großgünstig gebietenden Herren uns zu sagen?"

Einer der Ratsherren stand auf. „Ich bitt die ehrsamen Meister und Bürger sich zu entfernen", brachte er hervor und vergaß in der Aufregung ganz den sonstigen großartigen Ton. „Noch vor Abend soll ein Bote unsern Bescheid überreichen!"

„Wir geben uns mit dieser Antwort zufrieden", erklärten die Bürger. „Wehe aber, wenn es nur wieder eine leere Vertröstung ist!"

14. Die Bürger patrouillieren

Sie verließen den Römer und blieben beieinander, bis ein Bote gegen Abend die Antwort des Rates überbrachte. Peter Mutschier, der eine laute Stimme hatte, mußte sie vorlesen.

Der Rat freue sich, so lautete die Schrift, über die gehorsame und ehrerbietige Gesinnung der Bürgerschaft und hoffe, daß Mund und Herz bei den Eingaben auch übereinstimmten.

„Das ist Hohn", schrie jemand. „Will der Rat uns noch beleidigen?"

Von einem kaiserlichen Befehl, die Privilegien vorlesen zu lassen, sei dem Rat nichts bekannt, fuhr Peter Mutschier fort zu lesen. Der Rat sei indessen bereit, solche Privilegien, die Rat und Bürgerschaft gemeinsam angingen, in Abschrift vorzulegen. Seinen Beschluß, Geld zu 5 Prozent zu leihen, habe der Rat seinerzeit nicht bekannt gegeben, weil er geglaubt, es spreche sich mündlich herum. Was die Juden anbetreffe, so seien sie des Kaisers Kammerknechte und der Rat könne sie nicht abschaffen, doch wolle man Vorsorge treffen, daß dem Wucher gesteuert werde. Wegen eines Kornmarktes sei zu sagen, daß ein solcher schon länger beschlossen gewesen sei, doch sollten die Bürger Mittel und Wege angeben, wie die fürstlichen Untertanen auf dem flachen Land dazu zu bringen seien, ihr Korn nach Frankfurt zu liefern.

„Die ganze Antwort ist eine Beleidigung der ehrliebenden Bürgerschaft", schrie erbittert der Sachsenhäuser Seidenfärber Ebel, der im Ausschuß saß. „Was will der Rat damit?"

„Nehmt den Römer im Sturm, nehmt den Römer im Sturm!" rief jemand aus der Menge und drei, vier, fünf Stimmen griffen den Ruf auf.

„Halt", tönte da Fettmilchs tiefer Baß. „Keine Übereilung! wir wollen ruhig vorgehen!"

Wie kann man ruhig bleiben, wenn der Rat bereits die Bewohner der Frankfurtischen Dörfer aufgefordert hat, zu seinem Schutz in die Stadt zu kommen?"

„Und warum sind die vierhundert Söldner von der Kaiserkrönung her noch in der Stadt? Sie fallen uns ja nur zur Last. Der fünfte Teil wäre noch lange genügend. Will sie der Rat gegen uns führen?"

„Wir werden sie fragen, ob sie es mit dem Rat oder mit uns halten wollen", bestimmten die Mitglieder des Bürgerausschusses.

„Und dasselbe fragen wir die Frauensteiner", schlug Fettmilch vor.

Ein Trupp Bürger machte sich auf den Weg an die Stadttore, um die Soldaten dort zu fragen, was ihre Gesinnung und ihr Wille sei.

Abends bewaffneten sich etwa sechshundert Bürger und zogen durch die Gassen in der Stadt umher. Man wollte auf jeden Fall vermeiden, daß die Landleute hereinkämen. Rufen und Waffenklirren erklangen die ganze Nacht in den Straßen. Dies war der eigentliche Beginn des Aufstandes und die erste ungesetzliche Handlung, zu welcher sich die Bürger hatten drängen lassen. Trotz aller Unruhen aber hielten die Bürger soviel Disziplin, daß es weder zu einer Plünderung noch zu tätlichem Angriff auf Personen kam.

Immer noch bestand die Möglichkeit einer friedlichen Verständigung.

15. Man sucht nach einem friedlichen Weg

Der nächste Tag sah die Bürger wieder im Römer, wo sie von neuem eine Eingabe überreichten. Es waren immer noch dieselben drei Punkte, um die es ging: die Verlesung der Privilegien, die Abhaltung eines Kornmarktes und die Vertreibung der Juden.

Besonders dieser letzte Punkt lag den Bürgern am Herzen und sie

äußerten sich sehr deutlich darüber: „Sie (die Juden) handeln, was ihnen übel anständig, was wider Gott, Recht, Billigkeit und dannenhero wider Kaiſ. Maj. Gemüt und Meinung. Sie sind der Stadt Frankfurt, (wie wir aus den privilegiis coniecturieren) zu einem Schauspiel nach dem Worte Gottes geschenkt und nicht zu Verderben des Landes vorgestellt. Derentwegen, wie ein jedweder unnützer Knecht und böser Bub, selbige zu jeder Zeit aus dem Weg zu räumen sind, und solches um so viel mehr, weil alle gute Hoffnung einer Besserung bei ihnen verloren; ihr Dichten und Trachten von Jugend auf ist böse; es tut ihrer keiner doch kein gut. Sie sind Lästerer Maj. Gottes, bei welcher Aufenthalt weder Glück noch Segen sein mag, wie die Schrift bezeugt; und Gott hat befohlen, das Übel hinweg zu tun, daß nit die Strafe die andern mit betreffe. So wäre es gleichfalls um eine geringe Zeit zu tun, daß des unnützen Gesindes und Geschmeisses wieder so viel als anjetzo und derentwegen nichts anderes denn stetige Mühe und Klage etc. Also ist auch bei diesem Punkte nochmals unsere untertänige Bitte, nicht allein gebetenermaßen die hierüber habenden Privilegia großgünstiger Anerbietung und von Rechts wegen zu edieren und zu communicieren, sondern auch den zugelassenen Rest der Juden und deren ungöttlichen Wucher wie andere Reichsstädte und Stände, inmassen genugsam offenbart ist, abzuschaffen oder zum wenigsten bei Kaiſ. Maj. alleruntertänigst und gebührendermaßen anzuhalten, daß solch gottloses Gesinde und Ärgernis aus dem kommen möchte. Welches dann verhoffentlich Ihre Majestät auf Anhalten E. E. Rats und Gemeiner Bürgerschaft allergnädigst nicht abschlagen werden, alldieweil bekannt daß Kaiſ. Maj. keinen unnützen Knecht oder Übel halten."

Die Ratsherren besprachen sich untereinander und kamen überein, den Bürgern vorzuschlagen, von beiden Seiten Vertreter zu bestellen, die unterhandeln sollten, damit auf friedlichem Wege ein Vergleich zustande komme.

Der Bürgerausschuß erklärte sich einverstanden mit dem Vorschlag. Nicht so die Menge. Diese wollte alle Forderungen sogleich bewilligt haben.

„Wir schlagen alles zusammen, wenn die Sache verschleppt wird", brüllte ein riesiger Fuhrmann.

Kaum gelang es Vinzenz Fettmilch sie zu beruhigen und heimzuschikken. Nachts war der Lärm in der Stadt größer denn je.

Die Unzufriedenheit dauerte an. Die Bürger besetzten die Wälle der Stadt. Im Rahmhof wurden Volksversammlungen abgehalten und man forderte die vornehmen Bürger auf, sich der gemeinen Sache anzuschließen. Viele folgten diesem Ruf. In den Nächten aber hallten die Straßen wider von Waffenklirren und Schritten umherziehender Bürger.

Am 6. Juli trafen sich die Mitglieder des Bürgerausschusses in der Zunftstube der Schneider, um von dort aus nach dem Römer zu gehen. Der Rat hatte zwar die Verlesung der Privilegien gebilligt, aber tausend und eine Bedingung daran geknüpft. Da sollten einmal die Privilegien nicht öffentlich allen vorgelesen werden, sondern nur ein paar Auserwählten. Zum zweiten sollten nur solche Privilegien veröffentlicht werden, die Rat und Bürgerschaft zusammen angingen.

So las mit eintöniger Stimme der Ratssyndikus Rasor den versammelten Ausschußmitgliedern vor.

„Es wäre besser, man wollte allen Bürgern die gesamten Privilegia bekannt geben," ließ sich einer aus dem Ausschuß vernehmen.

„Seit wann besteht ein Unterschied zwischen Rat und Bürgerschaft? Das lehrt uns die Geschichte unserer Ahnen nicht", erklärte ein anderer.

„Sintemal der hochweise Rat, die Herren der Gesellschaft Limpurg die Bürgerschaft mit Fürsicht regieret, so geziemet derselben auch Gehorsam und Untertänigkeit", sagte Rasor ein wenig spöttisch.

„Die Bürgerschaft kommt nicht vom Rat, sondern der Rat von der Bürgerschaft", antwortete Fettmilch ruhig.

Laut jubelten seine Freunde dieser Antwort zu. Der Ratsherr aber verzog den schmalen Mund.

„Gut ist, zu wissen, wohin der Herren Gedanken gehen", murmelte er.

Trotz dieses Zwischenfalls verhandelte man dennoch bis abends weiter und ging mit dem Entschluß auseinander, am folgenden Tag sich weiter auszusprechen.

16. Ein verhängnisvoller Tag

Es lag ein Gewitter in der Luft. Schwül zogen die Winde schon am frühen Morgen durch die Stadt. Eine schwarze Wolkenwand stand jenseits des Mains, der stumpf und bleigrau träge dahinfloß. Die Bürgerschaft war die ganze Nacht nicht zur Ruhe gekommen. Ein aufgeregter

Haufen begleitete den Bürgerausschuß morgens zum Römer und wartete in der dumpfen Schwüle, was der Rat den Abgesandten der Bürgerschaft zu sagen hatte. Aber eine Stunde verging, zwei, sogar drei, man vernahm nichts von einer Unterredung. Die Aufregung wuchs mehr und mehr. Murrend und fluchend warteten die Leute und ließen sich auch durch den heftigen Gewitterregen nicht verscheuchen.

Endlich um ein halb zwölf Uhr wurde der Ausschuß vor den Rat beschieden. Der Ratsschreiber Authes hielt ein großes Blatt Papier in Händen und verlas daraus des Rates Meinung.

Hart wurden die Zusammenrottungen der Bürger verurteilt. Die Bittschriften und Eingaben hätten den Rat nur belästigt. Der Bürgerausschuß und seine Anhänger sollten sich bedenken und davon ablassen, die Mitteilung derjenigen Privilegien zu fordern, die allein den Rat angingen. Der Rat führe die Herrschaft nicht von sich aus, sondern von Kaiser und Reichs wegen und wer wider den Rat sei, stehe auch gegen Kaiser und Reich. Beharrten die Bürger aber bei ihrer Forderung, so werde der Rat unter feierlicher Protestation dem Bürgerausschuß den Schlüssel zu dem Ort geben, wo die Privilegien aufbewahrt seien. Alsdann möge der Ausschuß tun, wie ihm gutdünke, der Rat aber wolle dann von der ganzen Sache nichts mehr wissen.

Die Ausschußmitglieder sahen einander an. Dann zogen sie sich zurück, um sich mit ihren Rechtsberatern zu besprechen. Aber schon nach ein paar Minuten erschien ein Bote vom Rat.

„Die großgünstig gebietenden Herren vom Rat haben noch eine Botschaft für die Ausschußmitglieder. Die Beratung mag dann in einem hingehen. Wollet Euch noch einmal in den Ratssaal begeben!"

Der Ausschuß folgte der Aufforderung. Die Herren saßen finster auf ihren Plätzen, mitten in der Ratsstube stand ein Stuhl, auf dem einige große Schlüssel lagen.

Kellner, ein Syndikus des Rates, stand auf.

„Wir sehen," sagte er, „nach allem, so zwischen Rat und Bürgerschaft fürgefallen, daß der Ausschuß die Schlüssel zu den Privilegien begehrt. Hier liegen sie auf dem Stuhl, mögen die fürsichtigen Herren Ausschußmitglieder und Zunftmeister sie denn an sich ziehen. Da aber der Rat schon die Schlüssel, den vornehmsten Teil des Regiments, hingibt, so will er auch fürder nicht mehr herrschen und legt zugleich das Regiment nieder.

Doch werden wir uns bei Kaiserlicher Majestät zu rechtfertigen wissen. Mögen die Herren denn das Regiment übernehmen und zusehen, wie sie es verwalten!"

Kaum hatte Kellner das letzte Wort gesprochen, als alle Ratsherren sich erhoben und dem Ausgang zustrebten.

Zuerst standen die Bürger sprachlos, dann aber baten sie um Gottes und des Jüngsten Gerichts willen, doch nicht also zu tun, das Regiment ferner zu führen und den Ausschuß anzuhören.

„Ihr Bürger tut an den Herren wie Meineidige, Diebe und Schelme. Wir wollen nit mehr Herren sein. Ihr habt nit getan wie ehrliche Leute bei der Herrschaft," rief der Ratsherr Nikolaus Böbinger von der Tür her.

„Kehren die Herren nicht zurück, so entsteht Aufruhr und Blutvergießen, das auf Euch, nicht auf uns zurückfällt," rief einer vom Ausschuß. Das ließ den Fuß der Ratsherren stocken. Die meisten kehrten wieder um. An der Türe stand unschlüssig der Schöffe Johann von Melem. Ihn dünkte es besser, die Treppen hinabzugehen und dem Tumult zu entfliehen. Schon hob er den Fuß zum Abwärtssteigen. Da packte ihn die Eisenfaust des Benders Martin, er erhielt einen Stoß vor die Brust und taumelte in den Ratssaal, wo er auf seinen Sitz sank.

„Die Bürgerschaft", sagte Fettmilch, als wieder einigermaßen Ruhe eingetreten war, „ist heute hart von den wohledeln Herren angegriffen worden. Wir haben weder Gewalt zu üben, noch die Schlüssel an uns zu nehmen begehrt."

Hektor zum Jungen sprang zornrot auf.

„Verdammter Bube", knirschte er. „Ihr trachtet und gedenket nach dem Regiment, das ist uns wohl bewußt."

Fettmilch streifte den Zornigen mit einem verächtlichen Blick und fuhr unbeirrt fort: „Der Rat nehme die Schlüssel und das Regiment, die noch kein Bürger begehrt oder angerührt, wieder an sich und höre unsere Verteidigung in Geduld an."

„Es sollen den Aufrührern die Köpfe abgehauen werden, daß sie ellenhoch über die Klingen springen", schrie der zum Jungen laut. „Wir haben fünfhundert bewehrter guter Soldaten und eine gute Anzahl Rohre, können noch tausend aufhalten!"

„Der wohledle und fürsichtige Herr ließe wohl besser sein Drohen sein", antwortete Fettmilch ruhig. „Die Leute warten schon seit Stunden draußen und sind ungestüm und nicht im Zaum zu halten!"

„So werden wir denn warten bis morgen", erwiderte Syndikus Kellner. „Sind ja ohnedies nicht mehr alle Ratsherren anwesend. Wenn aber der Pöbel ungetüm ist, so sollen sich die von ihm trennen, die es nicht wollen mit ihm halten und ihren Namen einem Notar angeben, so nachher durch die Stadt gehet. Übrigens ist ja der vornehmste Teil des Regiments, nämlich der Schlüssel zu den Stadttoren, doch schon in den Händen der Bürgerschaft. Nehmet nur das übrige Regiment und die Privilegien-Schlüssel auch an Euch. Ihr macht der Obrigkeit ohnehin schon ihre Diener abspenstig, wie ja Euer Oberhaupt, der Lebküchler Vinzenz Fettmilch, schon einen städtischen Söldner und einen Bürgermeistersknecht angesprochen, sich vom Rat zu trennen."

„Das habe ich auf Befehl der ganzen Bürgerschaft getan," antwortete Fettmilch. „Von den Torschlüsseln ist mir jedoch nichts bekannt."

Nun stand Kellner auf und nahm im Namen des Rates die Schlüssel wieder an sich. Die Ausschußmitglieder aber stiegen hinunter zu den Bürgern auf den Römerplatz.

Dort wimmelte alles durcheinander wie in einem Ameisenhaufen. Der eine schrie, der Rat wolle sein Versprechen nicht halten und die Privilegien nicht lesen lassen, der andere rief dagegen, das sei auch gar nicht mehr nötig, denn er wisse für gewiß, daß der Rat abgedankt habe. Auf diese Nachricht füllten sich die Straßen mit Leuten. Ein Teil eilte an die Stadttore und zwang die Pförtner, sie zu schließen, die andern stiegen auf die Wälle, um die Geschütze zu laden und die dritten zogen die Ketten an den Seitengassen vor. Auf der Zeil errichteten sie sogar Wagenburgen. Gewehre, Schwerter und Spieße wurden plötzlich in Mengen sichtbar. Ängstliche schlossen die Kaufläden und besorgte Männer versperrten Türen und Tore ihres Hauses.

Trotz dieses Durcheinanders wurde aber niemand körperlich verletzt und kein einziger ließ sich zu einem Diebstahl verleiten.

17. Die Privilegien werden besichtigt

Am Abend desselben Tages wurde der Ausschuß nochmals vor den Rat gerufen. Kellner erklärte, man sei willens, ausgesuchte Männer zu den Privilegien zu führen, doch nur, wenn diese strengste Verschwiegenheit gelobten. Der Rat sehe sich gezwungen so zu handeln. Dem widersprachen Fettmilch und die beiden Rechtsberater des Ausschusses. „Die gemeine Bürgerschaft"' sagten sie, „will nichts gezwungen getan haben." Kellner antwortete, er wolle lieber nicht nachfragen, ob der Bürger ganzes Tun nicht Gewalt sei. Dagegen erhoben die Beschuldigten scharfen Einspruch, fanden sich aber doch bereit, den Verschwiegenheiteid zu leisten.

Feierlich begab sich nun der ganze Zug nach dem Turm bei St. Leonhard, wo die Privilegien schon seit hundert Jahren ruhten. In zwei Schriftstücken hielt man noch einmal den Sachverhalt fest: Die Bürgerschaft verwahrte sich dagegen, daß sie den Rat zu diesem Schritt gezwungen, der Rat wiederum gegen alle Nachteile, die aus der Besichtigung entstehen könnten. Der Ratsschreiber Authes öffnete hierauf den Sckrank, in dem die Schriftstücke lagen. Von den elf großen Kisten, die die Urkunden enthielten, nahm man zwei nebst einer kleinen Schachtel mit, um sie in der großen Ratsstube am nächsten Tag zu öffnen und zu besichtigen.

Das Durchlesen der Schriftstücke nahm viele Tage in Anspruch. Nur ein Teil des Ausschusses besorgte dies. Nachts herrschte wieder mehr Ruhe in den Straßen, aber die aufgeregte Stimmung der Bürgerschaft dauerte an.

Sehr bald erkannten die Bürger, daß es dem Rat mit der Niederlegung der Privilegien-Schlüssel und der Übertragung des Regiments an die Bürger nicht ernst gewesen war. Das ganze stellte sich als Hinterhalt heraus, um die Bürger gewaltsam zu Rebellen zu stempeln. In einer feierlichen Protestschrift wiesen deshalb die Bürger alle bösen Anschuldigungen des Rates und die Vorwürfe des Ungehorsams zurück. Die Ratsherren aber, die sich auf ihren „klugen Einfall" so viel zugute getan hatten, ahnten nicht, daß sie damit den Bürgern ein gewisses Recht zugestanden, nach der Herrschaft zu greifen und auf dem einmal begonnenen Weg weiter zu gehen.

18. Der Bender Martin wird verhaftet

Der Bender Martin stand vor dem Hause seines Nachbarn, eines dürren Zöllners. Er hatte mit dem Männlein einen alten Rechtshandel und haßte es außerdem, weil es ein Anhänger des Rates war. Das dürre, spitze Gesicht hinter den Scheiben und die drohenden Worte, die undeutlich an sein Ohr drangen, erbitterten ihn maßlos. „Daß Dich der Satan hol, verfluchter Zöllner", schrie er, bückte sich, hob einen Stein auf, zielte — und klirrend zersprangen die Scheiben am Hause des Nachbarn. Einmal im Zug, hob Martin auch noch andere Steine auf und warf sie mit kräftigem Schwung an das Haus, wobei er unausgesetzt fluchte und lästerte.

Am nächsten Tag wurde er verhaftet. „Warum?" fragte sich das aufgeregte Volk.

„Wißt ihr nicht, er hat den Schöffen Johann von Melem beim Auszug aus dem Römer geschlagen und ihn wieder ihn die Ratsstube hineingestoßen. Tat nur, was Rechtens ist, der Martin, und soll nun dafür büßen? Seht, wie unsere Herren an uns handeln!"

Am folgenden Morgen stand Fettmilch mit dem Ausschuß im Römer und begehrte Aufklärung über den Fall. „Freigeben, den Martin", schrien sie. „Er ist gefangen gesetzt, weil er den Herrn von Melem geschlagen, als dieser flüchtig werden wollte. Aber wir dulden das nicht, wir dulden es nicht!"

Melem und der Bürgermeister mußten alle ihre Beredtsamkeit aufbieten, den Aufgebrachten zu erklären, daß Martin wegen Unfug und Gotteslästerung verhaftet worden sei. Der Ausschuß ließ sich schließlich davon überzeugen, aber das Volk glaubte es nicht und drohte mit Gewalt.

19. Der kaiserliche Herold kommt

Die Sachen in Frankfurt standen so, daß der Kaiser nun nicht mehr zusehen konnte. Längst war er ja auch den Bürgern eine Antwort schuldig auf ihre Bittschrift.

Am 20. Juli kam ein kaiserlicher Herold in die Stadt. Die Bürger liefen zusammen, denn nun sollten sie ja des Kaisers Antwort vernehmen.

Der Herold ritt gleich am selben Tag auf den Römerberg, feierlich begleitet von zwei Trompetern. Nachdem diese in alle vier Himmelsrichtungen geblasen, hörten die Bürger den Willen des Kaisers.

Aber was war das? Was las der Herold aus dem kaiserlichen Mandat vor?

„Wir Matthias, von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser usw. entbieten und fügen Euch, den gemeinen Zünften und Bürgerschaft in unserer und des Heiligen Reiches Stadt Frankfurt a. M. hiermit zu vernehmen, daß Uns glaubwürdig angelangt, welchermaßen Ihr Euch, gleich bald nach Unserem jüngst genommenen Aufbruch von der gehaltenen Wahl- und Krönungsversammlung, zuwider der Uns geleisteten Pflicht und Huldigung, verboten- und widerrechtlicherweise zusammengerottet.... mit einer großen Menge von etlichen Hundert stark in den Römer oder Rathaus, auf eilfertige Resolution gedrungen haben sollt... Und befehlen Euch darauf sämtlich und insonderheit hiermit, bei höchster Strafe und Ungnade, daß Ihr alsbald.... ohne alle Weigerung.... die von Euch zur Ungebühr ergriffenen Wehr und Waffen niederlegt, die ausgestellten Wachen und Besichtigungen der Tore, wie auch das rottenweise vorgenommene Herumziehen oder -laufen abschaffet...."

Damit sich aber, so hieß es weiter, niemand einiger Beschwerde mit Fug zu beklagen habe, so würden der Erzbischof Johann Schweikhard von Mainz und Landgraf Ludwig von Hessen zu kaiserlichen Beauftragten ernannt, die entweder selbst nach Frankfurt kommen sollten oder Abgeordnete dorthin schicken, um die Beschwerden der Bürger zu untersuchen, ihnen vorbehaltlich aller kaiserlichen Rechte, abzuhelfen, aber auch mit Strenge Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

War das die Stimme eines liebevollen Vaters, der doch der Kaiser sein sollte?

„Lüge", schrie jemand über den Römerplatz. „Der Rat hat Kaiserliche Majestät falsch berichtet über die Vorgänge der letzten Monate!"

„Lüge, Lüge", tobten alle. Ein solcher Tumult entstand, daß der Herold mit seinen Begleitern schnell entweichen mußte. Nachmittags suchte ihn der Ausschuß in seiner Wohnung auf, um die Bürgerschaft zu rechtfertigen, und die Vorwürfe, die ihr gemacht, zu entkräftigen.

Am selben Tag taten sie aber auch noch einen anderen Gang.

Fettmilch, Schopp und Gerngroß mit einigen Freunden begaben sich

nämlich zum jüngeren Bürgermeister Hieronymus Steffan, um ihn zu bitten, den Ort, wo das kaiserliche Mandat angeschlagen, von ein paar Leuten bewachen zu lassen. „Denn", meinten sie, „es wäre doch wohl möglich, daß besagtes Mandat von den Juden oder sonstigen boshaften, auch unbesonnenen Leuten könnte abgerissen werden und dies dann der ganzen Gemeinde zur Last gelegt werden würde."

Spöttisch betrachtete der Bürgermeister die Abgesandten.

„Ihr Herren Kuchenbäcker und Beutelschneider," sagte er, „das will ich mitnichten tun. Denn Ihr habt an uns nicht gehandelt wie ehrliche Leute."

„Herr", brauste Gerngroß auf.

„Ja," rief der Bürgermeister, „Ihr habt Euren Eid und Pflicht nicht bedacht wie ehrliche Leute!"

„Herr, bedenkt, was Ihr redet", sagte Fettmilch. „Ihr verhöhnt mit Euren Worten die freie Bürgerschaft."

„Ihr habt an uns gehandelt wie ehrlose Leute!" wiederholte der Bürgermeister.

„Ihr solltet Euch hüten, die Bürger zu beleidigen", warnte Schopp. „Habt Ihr und andere sie nicht kürzlich Ehrlose, Meineidige, Aufwiegler und Meutemacher geschimpft?"

Der Bürgermeister lächelte hinterhältig.

„Von der Bürgerschaft habe ich das nicht behauptet, sondern nur von drei Männern, die sie verführt: von Euch, Meister Schopp, und von Euren Freunden Fettmilch und Gerngroß. Und da stehe ich zu meinen Worten!"

„Das werdet Ihr bereuen, Herr", rief Fettmilch, als er sich mit seinen Freunden zum Gehen wandte.

20. Friedensbemühungen

Wenn der Kaiser sich allzusehr in die Frankfurter Händel einmischte, konnte es geschehen, daß der Stadt darüber viele Privilegien und am Ende sogar ihre Freiheit verloren ging. Was aber die eine Stadt traf, das konnte bei der nächsten Gelegenheit auch die anderen freien Reichsstädte treffen. Aus der Sorge um ihre Freiheit schickten daher Speier, Worms, Straßburg und Nürnberg Gesandte nach Frankfurt, um zwi-

schen Rat und Bürgerschaft zu vermitteln, und zu verhindern, daß die kaiserlichen Beauftragten sich in die Frankfurter Angelegenheiten mischten.

Die Bürger aber setzten eine neue Schrift auf. In dieser war nicht mehr nur die Rede von den seither üblichen drei Punkten: Privilegien, Juden und Kornmarkt. Noch einmal legten sie ausführlich dar, was vorgegangen, seit der Leistung des Sicherheitseides. Dann verwahrten sie sich kräftig gegen alle Beschuldigungen, die im kaiserlichen Mandat wider sie gestanden.

Daneben aber stand eine Anklage wider den Rat als solchen. Man führte aus, daß alle im Rat sitzenden Mitglieder miteinander verwandt, verschwägert seien, was laut Gesetz verboten wäre. Unter diesen Zuständen litte natürlich auch die Rechtspflege, und eine Art Familienherrschaft laste auf Frankfurt. Die Privilegien besagten lediglich, daß die Ratsherren „ehrbare und verständige Leute sein sollen und nit eben Patricii".

In Prag fanden die Bürger ihren Auftrag sehr schwierig. Sie wurden von Tür zu Tür geschickt und mit leeren Worten vertröstet. Vielleicht waren ihre Säckel auch zu leer, um denjenigen, die wirklich etwas zu sagen hatten, genügend „Verehrungen" machen zu können. Jedenfalls fühlten die Männer, daß ihre Sache nicht gut stand und schrieben deshalb heim, der Bürgerausschuß möge den Streit bald mit Hilfe der Städtegesandten schlichten.

Die Bürger aber waren mittlerweile auf dem einmal beschrittenen Wege weitergegangen und forderten nun eine Umbildung des Rates. Einzelne Patrizier sollten gehen, da sie alle miteinander verwandt und verschwägert seien. Auch die wenigen Mitglieder der Handwerkerbank sollten abtreten, weil es lauter „einfältige unerfahrene Leute" seien, die ihrem Stand keine Ehre machten.

21. Judenboykott

Der Jude Nathan zur Ampel ging durch die Hauptstraße. Er begegnete nicht den freundlichsten Blicken. Selbst aber musterte er herausfordernd alle Vorübergehenden und ließ über die Bürger hämische, zornige und drohende Reden laut werden. Und wie er, so taten auch seine Rassegenossen. Die Erbitterung der Bürger wuchs von Tag zu Tag.

„Es ist nicht zum sagen, wie sich die Juden aufführen", sagte Gerngroß zu Fettmilch.

„Ist eine alte Sach, haben ja schon seinerzeit den Herrn Jesus gekreuzigt", erwiderte Fettmilch.

„Und jetzt lästern sie die Christen", fügte Schopp hinzu. „Auf offener Straße rufen sie einem gottlose Worte zu und mit dem Wucher und Schuldeneintreiben machen sie es ärger denn je."

„Es gibt nit Fried, es sei denn, sie sind zur Stadt draußen", meinte Gerngroß.

Sie wußten nichts oder nichts mehr von den geheimnisvollen Gesetzen des Blutes, das sich gegen die Fremden, die Eindringlinge und Aussauger wehrte. Und doch war der Blutinstinkt mächtig in ihnen. Ihre Abneigung gegen die Fremden kleidete sich in Abneigung gegen die Feinde des Glaubens. Aber so oder so: eines erkannten sie jedenfalls klar: die ungeheure Gefährlichkeit dieser Feinde. Sie bekämpften sie bis aufs Messer. Und man wußte auch damals bereits, wie man sie treffen konnte noch ehe sie die Stadt verlassen hatten.

Die Zünfte gaben einen Befehl heraus: Jedem Zunftgenossen war es bei Strafe des Verlustes der Ehre und des Stubenrechts (d. h. also Ausstoßung aus der Zunft) verboten, den Juden Fleisch abzukaufen. So versuchte man, sie auf eine Art wirtschaftlich lahm zu legen.

Welche Antwort aber hatte der Kaiser auf die Klagen seiner Landeskinder?

22. Der Kaiser hilft zu den Juden

Man wollte es zuerst nicht glauben, als die Nachricht sich verbreitete von einem Schreiben des Kaisers an den Rat, in dem er den Herren befahl, die gesamte Judenschaft in gute Acht zu nehmen und den Juden zur Bezahlung ihrer Darlehen und Zinsen zu verhelfen. Das war nach dem Empfinden der Bürger ein Verrat des Kaisers, an ihnen, seinen echtbürtigen Kindern.

Die Kaiser aber hatten sich von jeher der Juden angenommen. Woher kam das?

Die Juden insgesamt waren dem Kaiser steuerpflichtig. Sie waren sozusagen sein eigener Besitz, seine „Kammerknechte", wie man sie da-

mals nannte. Er konnte sie auch verkaufen, wenn er gerade Geld brauchte, wie es Karl IV. seinerzeit mit den Frankfurter Juden getan hatte.

Dem Kaiser stand der Judenzehnte zu und das war keine geringe Summe. Je reicher nun die Juden waren, desto höher waren auch ihre Steuerabgaben. Der Kaiser hatte also das größte Interesse daran, daß es den Juden gut ging und sie reich waren. Aber woher nahmen die Juden ihren Reichtum? Sie wucherten und die Opfer ihres Wuchers waren die einheimischen Deutschen Bürger. Schon Karl V. hatte in einem Privileg den Juden gestattet, „ein weniges oder mehr" an Zins zu nehmen, da sie ja keinen Grundbesitz hätten. Und sie verstanden es, dies kaiserlich genehmigte „Mehr" auszunützen.

Noch jemand aber hatte ein Interesse am Wohlergehen der Juden. Das war des Heiligen Römischen Reiches Kanzler, der Erzbischof von Mainz. Ihm stand nämlich der zehnte Teil der Judensteuer zu, eine große Summe, die er fröhlich jedes Jahr einsteckte.

Kaiser und Kirche waren judenfreundlich. Eine Beschwerde gegen die Juden bei ihnen hatte keine Aussicht.

Die Bürger Frankfurts hatten zuerst den gesetzlichen Weg beschritten und gehofft, vom Kaiser Hilfe zu erhalten. Sie mußten nun einsehen, daß sie sich getäuscht hatten. Was blieb ihnen da schließlich noch anderes übrig als sich selbst zu helfen?

23. Neue Forderungen

Trotz aller Friedensbemühungen wollte der Haß und das Mißtrauen der Bürgerschaft gegen den Rat nicht einschlafen. Sogar städtische Beamte standen wider ihre Obrigkeit auf. Der erste Polizeibeamte sagte geradewegs einigen Ratsmitgliedern ins Gesicht, daß der ganze Rat bald abgesetzt werde. Vom Rat erhielt er freilich einen scharfen Verweis für diese Reden, allein sie liefen trotzdem in der Bürgerschaft um.

Der Rat faßte wohl wieder neuen Mut, als die Nachrichten vom kaiserlichen Hof für ihn sehr beruhigend lauteten. Er warf dem Ausschuß vor, daß dieser vieles tue, was gegen den Willen der Bürgerschaft sei. Darauf berief der Ausschuß eine Volksversammlung in den Rahmhof und ließ sich Vollmacht erteilen, zu tun, was er für gut halte.

Die Bewegung hatte sich inzwischen auch auf die umliegenden frankfurtischen Dörfer ausgedehnt. Die einstmals reichsfreien Ortschaften Soden und Sulzbach verlangten die Mitteilung ihrer Privilegien. Bornheim, Bonames, Dorteleil, Nieder-Erlenbach und NiederUrsel weigerten sich ihre Schatzung zu zahlen. Sie alle standen mit dem Ausschuß in Frankfurt in Verbindung.

Fettmilch und seine Freunde waren sich klar darüber geworden, daß eine Änderung und Besserung der Zustände, die sie erstrebten, jetzt nur noch durch Umgestaltung des Rates möglich war.

„In den alten Satzungen steht klar und deutlich, daß die Ratsmitglieder nicht verwandt sein sollen", sagte Fettmilch. „Die Herren von der Gesellschaft Limpurg aber sind alle miteinander versippt."

„Bei den Ratswahlen hat es bisher auch nicht gestimmt", pflichtete Schopp bei. „Anstatt die neuen Ratsherren aus der gesamten Bürgerschaft zu wählen, kürten die Limpurger immer sich selbst. Die Herren aber wissen wenig von Kaufmannschaft und Hantierung, haben auch keine Erfahrung mit dem Handwerk. Wie sollen sie uns da regieren können?"

„Das Beste wäre, die ganze Bürgerschaft würde in Gesellschaften und Zünfte eingeteilt, auch die Kaufleute, Gelehrten und Handelsleute. Aus diesen Gesellschaften könnte dann der Rat gewählt werden. So wollen wir es beantragen", schlug Gerngroß vor.

„Ja, dann werden auch Gerichtssachen nicht mehr nach Gunst, sondern nach Recht entschieden werden und die Juden werden nicht mehr besser behandelt denn wir," fügte Fettmilch hinzu.

„Erinnert ihr euch noch an den Fall des Cornelius Schwind?" sagte Schopp. „Ist er nicht von seinen jüdischen Gläubigern in Haft gebracht und, trotzdem er anbot genügend Sicherheit zu stellen, den Juden zu Gefallen festgehalten worden über drei Jahre! Im kältesten Winter, den man seit Menschengedenken gefunden, ist er elend gefangen gesessen, nur weil der Rat es mit den Juden gehalten hat."

„Ja, wenn es gilt, den Juden zu helfen, so geschieht das viel schneller und gründlicher denn bei uns. Ist ein gemein Geschrei, auch bei Ausländern bekannt."

„Dem Theobald Schönwetter ist es nicht besser ergangen: seine Mutter

hat ihm Essen und Trinken geschickt, als er im Schuldturm gelegen, habens nicht geduldet, daß er's erhält, den verfluchten Juden zuliebe."

„Bestechen lassen sich die Richter und Advokaten, nehmen Geschenke an, so viel man ihnen gibt, besonders der Ratsherr Schacher und der Stadtschreiber Pyrander", rief Fettmilch.

Man wußte noch viele Fälle anzuführen. Schacher ließ sich Becher, Bücher, auch Kleider von den Parteien „verehren", und wer das Höchste gab, dem verhalf er zum Recht. Der Schöffenrat wußte das wohl, schwieg aber zu allem still.

Diese und noch mehr Punkte gegen den Rat setzte man säuberlich in ein Schreiben an die Städtegesandten. Der Rat hatte für alles nur ungenügende Antworten und Ausflüchte und selbst die Städtegesandten mußten zugeben, daß der Rat nicht alle Anschuldigungen, die ihm die Bürgerschaft machte, widerlegen konnte.

Zu einem Frieden kam es vorläufig also nicht.

24. Der Bürgervertrag

Ende September trafen die Räte der kaiserlichen Gesandten in Frankfurt ein, um den Zwist zu schlichten. Sie hörten beide Teile an und auch sie mußten der Bürgerschaft in vielem Recht geben. Durch ihre Vermittlung kam es zu einer Beruhigung und als die kaiserlichen Gesandten einen Monat später selbst kamen, war schon eine gute Verhandlungsgrundlage da.

Auch die Gesandten neigten anfangs mehr der Bürgerschaft zu. Der Rat mußte in vielem nachgeben. Der Vertrag, den die Parteien noch vor Abschluß des Jahres miteinander machten, schien den Streit beizulegen. Dieser „Bürgervertrag" wurde später die Grundlage der Frankfurter Verfassung.

Der Vertrag aber enthielt als wichtigstes folgende Punkte:

Sieben Männer aus der Bürgerschaft dürfen alle Privilegien lesen und der Bürgerschaft alles mitteilen außer dem, was der Stadt nachteilig sein könnte.

Der Rat wird umgestaltet. Die Bürgerschaft schlägt sechsunddreißig Männer aus ihrer Mitte vor, aus diesen wählt der Rat achtzehn, die den

übrigen Ratsmitgliedern völlig gleichgestellt sind. Bei den neuen Mitgliedern wird Wert darauf gelegt, daß sie „deutsche“, einheimische Bürger sind. Die Limpurger dürfen nicht mehr wie vierzehn Ratssitze auf einmal innehaben, auch dürfen keine Verwandten gleichzeitig im Rat sitzen.

Mit der Prüfung der Stadtrechnungen werden neun Männer beauftragt, die der Rat aus achtzehn von der Bürgerschaft vorgeschlagenen auf Lebenszeit wählt. Die „Neuner“ dürfen den Bürgern Mitteilung von den Finanzen machen, aber nur soweit es ohne Nachteile für die Stadt geschehen kann. Eine Schatzung soll nicht eher erhoben werden, auch die Abgaben nicht erhöht, bis die Neuner festgestellt haben, ob das nötig sei. Die Judenfrage soll durch den Kaiser erledigt werden. Die Anklage auf Korruption gegen verschiedene Ratsmitglieder soll auf rechtlichem Weg vor sich gehen.

Auch sollen die Bürger insgesamt in Gesellschaften oder Zünfte eingeteilt werden.

Beide Parteien vergaben sich gegenseitig und versprachen, Frieden zu halten.

Dieser Vertrag trat am 21. Dezember gesiegelt und verbrieft in Kraft. Kurze Zeit später wurden auch die achtzehn neuen Ratsmitglieder gewählt. Darunter waren ein paar Männer, die in den folgenden Jahren eine Rolle spielten: Hans Martin Baur, der Verwalter des säkularisierten Weißfrauenkloster, Dr. Beyer, der spätere ältere Bürgermeister, ein kluger und besonnener Mann, Christian Andreas Köler, ein Freund der Bewegung, später jüngerer Bürgermeister. Dazu noch Dr. Weitz, Advokat, ein Judenfeind, aber ein Mann von unsicherem Charakter.

Fettmilch, Schopp und Gerngroß ließen sich nicht wählen, sondern blieben lieber in ihrer seitherigen Stellung.

Man atmete auf in der Stadt. Ein Druck, der auf allen gelastet, schwand. Fröhlich sang und tanzte man und hoffte, es sei jetzt alles gut.

25. Glut unter der Asche

Der Aufstand schien mit dem Bürgervertrag zu Ende zu sein. Doch nur äußerlich herrschte Frieden, unter der Asche lag noch Glut und das Feuer schwelte weiter. Denn der Bürgervertrag hatte eben doch nicht alle

Fragen gelöst. Die Niederländer blieben immer noch von der bürgerlichen Gleichstellung ausgeschlossen, da ausdrücklich nur „deutsche eingeborene" Bürger zu Ratsherren vorgeschlagen werden durften. Auch die Katholiken waren nicht zufrieden, denn keiner ihres Glaubens war unter den neuen Ratsherren. Und die Juden? Hatte man sie nicht aus der Stadt vertreiben wollen? Und jetzt war verhältnismäßig wenig oder nichts in ihrer Angelegenheit geschehen und die Erledigung gerade dieser Frage verschoben worden. Vertagt aber konnte so gut wie vergessen sein. Auch war die große Frage noch, ob der Kaiser den Bürgervertrag bestätigen würde.

Viel Zündstoff war also noch zurückgeblieben. Der Bürgerausschuß blieb auch weiterhin bestehen, um die Bürgerschaft beim Rat zu vertreten.

26. Erzbischof und Kaiser

Der eine der kaiserlichen Gesandten, Erzbischof Schweikhard von Mainz saß in seinem kühlen Kabinett und verfaßte ein vertrauliches geheimes Schreiben an den Kaiser. Der Erzbischof hatte nämlich wegen Frankfurt seine ganz besonderen Gedanken und Wünsche. Er hatte anfangs dem Bürgervertrag nicht zustimmen wollen, da von den vorgeschlagenen Katholiken kein einziger in den Rat gekommen war. Die Bürgerschaft war entschieden lutherisch gesinnt. Der Erzbischof hätte gern bei der günstigen Gelegenheit dem Katholizismus in Frankfurt eine Bresche geschlagen. Die Reichsstadt war im kommenden Kampf, den der Kirchenfürst klar voraussah, von größter Wichtigkeit. Er hätte gewünscht, daß in den Rat einige Katholiken aufgenommen würden und der Kaiser an die Spitze einen katholischen Reichsschultheiß gesetzt hätte. Dann wäre Frankfurt williges Werkzeug in den Händen der katholischen Partei gewesen. Dieser einfache Plan schien nun freilich fürs erste zerschlagen. Immerhin brauchte man aber die Flinte noch nicht ins Korn zu werfen. So setzte der Erzbischof in seinem Schreiben dem Kaiser auseinander und deutete zugleich ein paar Punkte an, die man im Auge behalten müßte. So wäre vielleicht bei Gelegenheit einmal für die Jesuiten das Weißfrauenkloßer zu erwerben, um zur Hebung der Geistlichkeit und zur Erziehung der Jugend etwas beizutragen.

Der Jesuitenzögling wußte wohl, daß sobald sich der Orden einmal wo

eingenistet hatte, er nicht so schnell mehr ging und seine Fangarme nach allen Seiten ausstreckte.

Mehr und mehr wurde Frankfurt in das Netz der großen Politik gezogen. Auch die protestantische Union war auf der Hut und richtete ein aufmerksames Auge nach der Mainstadt, ohne vorerst noch handelnd einzugreifen.

27. Um den Bürgereid und die Wahl der Neuner

Schon gleich in den ersten Tagen des Jahres 1613 zeigte sich, daß der Frieden und die Ordnung in Frankfurt nur scheinbar waren. Die achtzehn neuen Ratsherren wollten nämlich den neuen Ratseid, der im Bürgervertrag vorgeschrieben war, nur schwören, wenn der Ausschuß zugegen wäre. Der Ausschuß aber verlangte, daß auch die alten Ratsherren nochmals schwören sollten. Dies gestand der Rat zu unter der Bedingung, daß auch die Bürgerschaft dem Rat abermals schwöre. Der Ausschuß erklärte sich damit einverstanden.

Als die Bürger ihren Eid leisten sollten, forderten sie, daß zuerst alles Unerledigte ins Reine gebracht und am Eid selbst eine Änderung vorgenommen werden sollte. Nach langem Hin und Her zwischen Rat, Bürgerschaft und den Räten der Gesandten kam es dann nach Wochen endlich zur Eidesleistung.

Auch die Wahl der neun Männer, die das Finanzwesen der Stadt prüfen sollten, ging nicht ohne Zwischenfälle ab. Der Bürgervertrag gestattete den Bürgern achtzehn Männer aus ihrer Mitte vorzuschlagen, von denen der Rat neun auswählte, eben das sogenannte Neunerkolleg.

„Es ist bedenklich, die Wahl vorzunehmen," meinten die Ratsherren, „denn unter den achtzehn vorgeschlagenen Männern sind ja auch Niederländer und Reformierte." Die Bürgerschaft aber erklärte fest und bestimmt, sie werde von ihren Vorschlägen nicht abgehen.

Am 14. Januar stand plötzlich Fettmilch im Römer. Er hatte einige Freunde bei sich und fragte die Ratsherren, die gerade tagten:

„Sind die großgünstig gebietenden und weisen Herren willens, den Bürgervertrag so zu halten, wie er niedergelegt wurde?"

„Der Rat ist dazu willens und geneigt," erhielt er zur Antwort, „fragt

aber zugleich Euch, Vinzenz Fettmilch, ob Ihr befugt seid, solches Begehren überhaupt an den Rat zu stellen?"

Fettmilch nickte.

„Habe es schriftlich bei mir, besiegelt von Zünftigen und Unzünftigen. Ich bin außerdem ermächtigt, den Rat aufzufordern, Personen zu ernennen, die den Prozeß führen gegen alle der Bestechung angeklagten Ratsherren, insbesondere gegen die Herren Schacher und Pyrander. Pyrander muß aus seiner Amtswohnung hinaus, so verlangt es die Bürgerschaft. Auch möge der Rat befehlen, daß alle Bürger in eine Zunft oder Gesellschaft eintreten!"

Er reichte den Ratsherren eine Vollmacht hin.

Die Ratsherren sahen, daß sie hier einem festen Willen gegenüberstanden und nicht mehr länger zögern konnten. So wurden denn die „Neuner" am Tag darauf gewählt. Fettmilch verlangte aber eine andere Eidesformel für sie als die, welche der Rat vorgeschlagen hatte. Die Räte der kaiserlichen Gesandten gaben darauf eine neue Eidesformel heraus, doch setzte der Ausschuß auch diesmal durch, daß die „Neuner" nur in seinem Beisein den Eid leisten durften.

Alle diese Vorfälle bewiesen, wie tief das Mißtrauen gegen den Rat saß.

28. Fettmilch soll von den Juden ermordet werden

Fettmilch war nun „der" Mann in Frankfurt, geliebt von seinen Anhängern, gehaßt und gefürchtet vom Rat und den Juden. Besonders diese betrachteten ihn als ihren ärgsten Feind, denn sie kannten allmählich seine Unerbittlichkeit im Verfolgen dessen, was er als recht erkannt. Und er sah klar, daß die Juden ein Krebsschaden für Frankfurt waren.

Georg Rupp war ein bitterarmer Bürger zu Frankfurt, beladen mit viel Schulden und gesegnet mit einer großen Familie. Er gehörte einer gemäßigten Richtung an.

Eines Tages erschienen zwei Juden, Mosche zum Knoblauch und Seligmann zum Nothstall bei ihm und begehrten ihn geheim zu sprechen. Sie nahmen ihn beiseite und versuchten ihm klar zu machen, was für ein Ungetüm, ein wahrer Teufel in Menschengestalt Vinzenz Fettmilch sei.

Georg Rupp kam weder zum Denken noch zum Reden, so zungenschnell sprachen sie auf ihn ein.

Als sie nun glaubten, er sei genug vorbereitet, rückten sie mit ihrem eigentlichen Plan heraus.

Er wisse doch, daß Fettmilch gern spazieren gehe. Da solle er ihn nun zu einem Glas Wein nach Bockenheim einladen und ihn tüchtig betrunken machen und seinen Zorn erregen durch Erwähnung des Frankfurter Rates. Wenn aber dann Fettmilch ins Toben gekommen, so solle er, Rupp, für den Rat eintreten, auf Fettmilch losgehen und ihn im Zank umbringen. Sie, die beiden Juden, wollten sich das auch gern etwas kosten lassen und Rupp gute zweihundert Taler dafür geben, die er doch sicherlich brauchen könne. Falls dieser Plan aber nicht gelinge, so könne er ja Fettmilch durch ein paar Soldaten, die er bezahle, umbringen lassen.

Georg Rupp hörte sich den Vorschlag der Herren stillschweigend an und sagte dann, das sei eine schwere Sache und er wolle sichs bedenken bis auf den nächsten Tag.

Kaum waren die beiden Juden fort, so setzte sich Georg Rupp hin und schrieb die ganze Sache haargenau an den Bürgerausschuß. Der Ausschuß brachte das Schreiben vor den Rat und dieser nahm ein Protokoll darüber auf. Der Jude Mosche schrieb darauf sofort eine Verteidigungschrift. Beide Schriftstücke haben die Zeit überdauert und geben den Heutigen Kunde von dem, was einst gespielt. Leider aber ist uns das Urteil des Richters in diesem Fall nicht überliefert.

29. Uneinigkeiten im Rat

Im Rat herrschte zwiespältige Stimmung. Die alten Ratsmitglieder konnten sich durchaus nicht mit der neuen Lage abfinden. Sie hätten am liebsten den Bürgervertrag wieder rückgängig gemacht. Ständig lagen sie dem Kaiser in den Ohren, den Vertrag nicht zu genehmigen und diesen Quertreibereien ist es zuzuschreiben, daß der Kaiser den Bürgervertrag erst viele Monate nachher bestätigte, als er schon längst in Kraft getreten war.

Der andere Teil des Rates war mehr den Bürgern zugeneigt, ja, stand zum Teil sogar in enger Fühlung mit ihnen. Das alles minderte natur-

gemäß die Arbeitfähigkeit des Rates und trug auch nicht dazu bei, sein Ansehen bei der Bürgerschaft zu heben.

Vinzenz Fettmilch aber war der unbestrittene Führer der Bürger. Er riß Schwankende mit, begeisterte seine Freunde und setzte sich auch in kritischen Zeiten immer wieder durch. Fast täglich war er im Römer mit seinen Freunden und betrieb die Forderungen der Bürgerschaft. Deshalb war er natürlich dem Rat höchst unangenehm. Der derzeitige ältere Bürgermeister stellte den Antrag, nicht ihn sondern gemäßigtere Leute künftig in den Römer kommen zu lassen. Der Rat nahm den Antrag an. Um noch ein übriges zu tun, kramte der Rat zwei alte Anklagen gegen Fettmilch aus: vor Jahren hatte man ihn der Falschmünzerei angeklagt, ein andermal des Ehebruchs. Die Falschmünzerei war ihm nicht nachzuweisen, den Ehebruch dagegen konnte er nicht bestreiten. Seiner Beliebtheit bei den Bürgern schadete dies Vorgehen des Rates nicht. Ihn selbst aber erbitterte und reizte das hinterlistige Spiel der Ratsherren und er wurde in seinem Auftreten immer härter und bestimmter.

Wald, Wasser und Weide erklärten die Bürger für gemeinfrei. Sie fällten daher Holz im Stadtwald oder trieben ihr Vieh auf die städtische Weide. Der Rat war machtlos dagegen.

Fettmilch und seinen Freunden lag vor allem daran, zu wissen, wie es um die städtischen Finanzen bestellt war. Der Rat hatte sich nämlich geweigert, den Neunern die Schatzungbücher vorzulegen. Das Volk glaubte deshalb, die Ratsherren hätten alle Lasten den Bürgern auferlegt und sich selbst befreit. Fettmilch zog daher mit einigen Hundert seiner Anhänger in den Römer und verlangte Aufklärung über diese Sache. Der Rat mußte Rede und Antwort stehen. Es zeigte sich dabei, daß alle ohne Ausnahme hatten schatzen müssen. Aber durch diesen Zug in den Römer waren alle strittigen Fragen wieder aufgewühlt worden und der Aufstand drohte aufs neue auszubrechen. Noch ein anderes Ereignis goß Öl ins Feuer.

30. Druck der Judenstättigkeit

Eine kleine Druckschrift machte in der ersten Hälfte des Jahres 1613 in Frankfurt die Runde und regte alle Bürger auf. In Gruppen sah man sie oft beisammen stehen, redend, sich ereifernd, oft mit drohenden Ge-

bärden. Zum Beweis einer besonders kräftigen Behauptung klopfte dann auch wohl einer auf das kleine Büchlein. Was aber enthielt es?

Es war die Judenstättigkeit, die der Buchdrucker Johann Sauer wider den Willen des Rates gedruckt hatte.

Die Frankfurter Judenstättigkeit ist erwachsen aus den praktischen Erfahrungen, welche die Frankfurter im Lauf von fünf Jahrhunderten mit den Fremdlingen in ihren Mauern gemacht hatten. Hatte man den Juden anfangs volle Freiheit gelassen, so stellte sich im Lauf der Zeit heraus, wie nötig es war, durch eine feststehende Ordnung ihr Verhalten zu regeln. So kam Frankfurt zu seiner Judenstättigkeit.

Schon äußerlich mußten sich die Juden von den Christen unterscheiden.

„Damit auch die Juden vor den Christen zu erkennen seien, so sollen alle und jede Juden und Jüdinnen, sie seien fremd oder eingesessen, außerhalb der Judengasse in und zwischen den Messen ihr gebührlich Zeichen, als mit Namen einen runden gelben Ring, öffentlich und mit den Mänteln unverdeckt an ihren Kleidern tragen, bei Vermeidung den Eingesessenen der Buße nämlich 12 Schilling, und den Fremden ein Gulden, unablässlich zu bezahlen, so oft und dick das Not geschieht. Darnach sich ein jeder wisse zu richten."

Auch fremde Juden (außer ganz nahen Verwandten) zu sich zu nehmen oder über 14 Tage zu behalten, war ihnen verboten.

Über das Verhalten der Juden sagt die Stättigkeit:

„Die Juden sollen sich bei Nacht, auch an den Sonntagen und andern hochzeitlichen Festen der Christen in der Judengasse enthalten und in der Stadt nicht finden lassen; dazu die großen Tore hinten und vorn an der Judengasse alsbald geschlossen zu halten und weiter nichts, denn die kleinen Türlein zu öffnen; und sollen die Juden auf die Sonntage, der Hl. Apostel-Tage, Unserer-Lieben-Frauen-Tage und höher gebotenen Feiertagen keinen Handel treiben, noch leihen, noch sonst öffentlich arbeiten, noch zuwege mit aufgetanen Toren sitzen; sonst wollte einiger Christ auf solche Tage ein Pfand von ihnen lösen, sollen die Juden ihm der Lösung gönnen."

„Die Juden und Jüdinnen sollen sich allenthalb und sonderlich auf dem Markt bescheidenlich halten, keinem Christen in seinen Kauf fallen, auch nichts, es sei Kraut, Brot, Obst und anderes mit ihren Händen betasten, ehe und zuvor denn sie des Kaufes mit dem Verkäufer endlich zufrieden

sind, bei Strafe 8 Schilling, und sollen die Juden und Jüdinnen Sommerszeit vor 7 und im Winter nicht vor 8 Uhr zu Markt gehen, noch etwas kaufen, bei Strafe von 8 Schilling bei jeder Überfahrung."

Es war ihnen ferner verboten, christliche Ammen und christliches Gesinde zu halten.

Auch sollen sie „nicht leihen auf des Rats unverjährte Kleidung, noch auf Büchsen, Armbrüste, Axte, Eimer, Pickel, noch einig ander Gezeug oder Ding, daran der Stadt Zeichen ist oder wovon sie sonst erkennen mögen, daß es dem Rat zugehöre".

Immer wieder lasen und besprachen die Bürger die Punkte dieser Stättigkeit. Sehr bald kamen sie zu der Einsicht, daß die Juden oft ihre Satzungen übertreten hatten, ohne nach Recht und Gesetz bestraft zu werden. Das rief neue Erbitterung hervor.

31. Judenunruhen

Der Haß gegen die Juden war zur Siedehitze gestiegen. Die Bürger wehrten sich auf ihre Weise gegen die fremden Eindringlinge. Wenn der Rat und der Kaiser nicht halfen, mußte man selbst handeln. Dreimal nacheinander trug der Bürgerausschuß auf gänzliche Vertreibung der Juden an. „Wir werden im Notfall die Sache selbst in die Hand nehmen", drohte Fettmilch.

Der Rat wies darauf auf die Bittschrift der Juden hin, in der diese sich beklagten, sie würden auf der Straße von gemeinem Gesinde geschlagen und verspottet, auch hätten ihnen die Handwerksgesellen viele Fenster eingeschlagen und sonst mancherlei Mutwillen geübt.

Fettmilch zuckte die Achseln und erwiderte, die Juden hätten sich diese Dinge selbst zuzuschreiben. Außerdem, fügte er spöttisch hinzu, habe ja der Rat gestattet, daß ein paar Soldaten an den Toren der Judengasse, auf eigene Rechnung der Juden, Wache hielten. So seien diese ja genügend geschützt. Immerhin wäre es aber das Beste, der Rat schaffe die Juden gänzlich ab, denn man wisse nicht, zu was die aufgebrachte Menge fähig sei.

Die Ratsherren aber entgegneten darauf, sie könnten in dieser Sache gar nichts beschließen, denn das gehe den Kaiser an. Doch wollten sie da-

für sorgen, daß nur noch wenige und reiche Juden zugelassen würden, auch die jüdischen Haushaltungen sich verringern sollten.

„Das sind Ausflüchte, Spiegelfechtereien," antwortete Fettmilch unwillig. „Ein Vertuschen der Sache, aber kein Ausreißen mit der Wurzel!"

Die Judenschaft hatte unterdes den Rat um die Erlaubnis gebeten, wieder, wie schon früher, Abgeordnete auf den Reichstag schicken zu dürfen. Diese Bitte schlug ihnen der Rat ab.

Doch die Juden wandten sich an den Kaiser, dessen „Kammerknechte" sie ja waren und der ihr Geld so wohl gebrauchen konnte. Daher kam es, daß der Rat den kaiserlichen Befehl erhielt, die Sendung eigener jüdischer Gesandten auf den Reichstag nicht zu verhindern. Ferner durften die Juden nicht vertrieben werden und solche, die man schon ausgewiesen hatte, mußten ohne Anzugsgeld wieder aufgenommen werden. Gleichzeitig zeigte der Kaiser dem Rat und der Bürgerschaft seine Ungnade an.

Als ewiges Ferment der Unruhe gärte die Judenfrage auch weiterhin unter der Bevölkerung.

Aber nicht nur gegen die Juden allein wollte man vorgehen, sondern auch gegen die Mißwirtschaft des alten Rates und vornehmlich gegen zwei Männer, die der Bestechung und Veruntreuung angeklagt waren.

32. Schacher und Pyrander

Vor allem der Ratsherr Dr. Schacher war es, den das Volk haßte. Man klagte ihn der Bestechlichkeit an und sagte ihm nach, daß er für die Juden viel übrig habe. Schacher wandte sich an den Kaiser, der auch befahl, den Prozeß gegen den Ratsherrn einzustellen. Aber die Erbitterung gegen ihn war zu groß und so mußte er ohne Entschädigung vom Platze weichen.

Den Ratsschreiber Pyrander hatte der Bürgerausschuß der Unterschlagung bezichtigt. Zwei der neuen Ratsmitglieder mußten seine Sache untersuchen und es stellte sich seine Schuldlosigkeit heraus. Trotzdem verlangten seine Gegner, daß er seines Amtes enthoben und aus seiner Amtswohnung gewiesen werde. Pyrander ließ sich das nicht ohne weiteres gefallen. Zwar wollte er abdanken, aber vom Rat eine Urkunde

haben, in welcher dieser seine treuen Dienste anerkannte und bestätigte, daß seine Abdankung ihm aufgezwungen worden sei. Als man ihn an die Städtegesandten verwies, reichte er dort eine so erbitterte, heftige Klageschrift ein, daß die Gesandten erklärten, man solle ihn daraufhin mit einem Verweis einfach entlassen. Dies geschah; doch durfte er in seiner Amtswohnung bleiben.

33. Die „Neuner" plaudern

Die „Neuner" hatten unterdes festgestellt, daß es um die Stadtfinanzen sehr schlecht bestellt war. Wohin aber war das viele Geld gekommen, das die Stadt aus den Messen gelöst? Große Bauten waren in den letzten Jahren nicht errichtet worden. Was war aus den hohen Steuergeldern geworden?

Die Rechnungen des städtischen Haushalts wurden daraufhin Jahre zurück geprüft. Dabei kam heraus, wie unverantwortlich der Rat gewirtschaftet hatte. Nicht nur, daß das „Noli me tangere", eine früher für Notfälle zurückgelegte Summe, spurlos verschwunden war, nein, auch beim Verpachten städtischer Güter war Unterschleif getrieben worden.

Schmausereien und Zechgelage auf Kosten der Stadtkasse waren an der Tagesordnung gewesen. Dabei war es üblich, daß die Stadtknechte von den Herren sogenannte „Bolleten", d. h. bleierne Trinkgelder erhielten, die dann vom Aerar mit wirklichem Geld eingelöst wurden. Diese Bolleten hatten die Bürgermeister nun auch an Weib und Kinder, sowie an ihr eigenes Gesinde ausgegeben, die alle fröhlich die Bleikugeln bei der Stadt für Geld eintauschten.

Am schmutzigsten waren die Geschäfte des Rates mit den Juden. Der Rat gab das Geld, das er durch Schatzungen von den Bürgern einnahm, gegen geringes Entgelt an die Juden; diese aber liehen es zu 12 Prozent an die christlichen Bürger der Stadt Frankfurt aus.

Laut Vertrag waren die „Neuner" verpflichtet, über die Ergebnisse ihrer Finanzprüfung zu schweigen. Aber wer kann ihnen verübeln, wenn ihnen, angesichts alles dessen, was sie erfahren mußten, manches kleine Wörtlein entschlüpfte?

Eines Tages saßen ein paar der „Neuner" bei Vinzenz Fettmilch und

seinen Freunden. Jeder hatte einen Humpen vor sich stehen und ihre Gespräche gingen um die Angelegenheiten der Stadt.

„Ja," sagte Johann Jakob Kneiff, einer der „Neuner", „'s ist übel gehaust worde mit den Ratsgeldern!"

„Die Ratsherren", fügte du Fay, ein anderer „Neuner" hinzu, „haben gehandelt wie Diebe und Schelme!"

„Was ist's damit?" fragte Gerngroß.

Du Fay schüttelte den Kopf.

„Wir müssen schweigen. Aber was wir wissen, genügt. Wie haben sie nur die Bolleten mißbraucht!"

Fettmilch schlug auf den Tisch.

„Hat der Rat so übel gehaust, so wär das Beste, daß die städtischen Ämter fürder statt von Ratsherren von Bürgern besetzt werden", sagte er und ließ seine Augen in die Runde gehen. „Trau auch den ‚Achtzehner' nit mehr recht, sie wollen es auch schon mit dem Rat wider die Bürger versuchen. Werd' aber alles durchsetzen, so ihr mir Handlungsfreiheit gänzlich gebt!"

„Das sollt Ihr haben", riefen die anderen und ein Zunftmeister der Metzger schlug vor, Fettmilch einen „Schadlosbrief" auszustellen für alles, was ihm an Leib, Ehre und Leben zugefügt werden könne. Mit diesem Vorschlag waren alle einverstanden. Die Urkunde wurde sogleich aufgesetzt und besiegelt.

34. Johann Friedrich Faust von Aschaffenburg

Johann Friedrich Faust von Aschaffenburg gehörte zu den Limpurgern und war eines der reaktionärsten Mitgliedern des Rates. Voll Hochmut und Selbstgerechtigkeit sah er auf die Bürger und scheute sich nicht, bei Kaiser und Reich wider sie zu wühlen und zu handeln. Seine Machenschaften hielten das Volk im Jahr 1613 lange Zeit in Atem und erbitterten es heftig.

In die Hände der bürgerlichen Gesandten beim Kaiser war nämlich ein Schreiben des besagten Faust von Aschaffenburg gekommen, das dieser an den kaiserlichen Kammer-Fourier Göbel gerichtet hatte. Darin forderte er den Göbel auf, beim Kaiser die Bestätigung des Bürgerver-

trages zu hintertreiben und die Majestät zu bestimmen, die achtzehn neuen Ratsherren in Frankfurt wieder abzuschaffen.

Als dies Schreiben in Frankfurt bekannt wurde, gerieten die Bürger in großen Zorn. Der Ausschuß teilte es dem Rat mit und dort wurde es in einer Sitzung vorgelesen. Faust lächelte zwar spöttisch, aber er zog es sicherheithalber doch vor, am Tag darauf schnellstens von Frankfurt abzureisen.

Der Rat hatte unterdessen alles getan, um zu beweisen, daß er an den Anschlägen Fausts keinen Teil habe. Die Ratsmitglieder mußten beschwören, von Fausts Brief keine Kenntnis gehabt zu haben und die „Achtzehner" als rechtmäßig gewählt anzusehen.

Auch der Bürgerausschuß suchte die Folgen zu verhindern, die der Brief für die Bürgerschaft haben mußte. Man setzte eine peinliche Anklage gegen Faust auf. Dieser verantwortete sich von Darmstadt her mit einem Schreiben voller Spitzfindigkeiten. Hauptsächlich legte er dar, daß all sein Handeln nur von der Rücksicht auf das Wohl der Stadt und des Rates bestimmt gewesen sei. Das waren jedoch bloße Ausreden, denn Faust hatte lediglich die alte Macht der Geschlechter wiederherstellen wollen.

Später noch einmal griff Faust unheilvoll in das Geschick seiner Vaterstadt ein.

35. Der Bürgereid

Seit Einführung des Bürgervertrages war nun ein Jahr vergangen und noch war Frankfurt nicht zur Ruhe gekommen. Rat und Bürgerschaft standen sich in unvermindertem Mißtrauen gegenüber. Vielleicht wäre der Frieden hergestellt worden durch einen „ewigen Bürgerausschuß", der die Bürgerschaft ständig beim Rat vertrat. Aber auf diesen Vorschlag, der mehrfach gemacht wurde, ging der Rat nicht ein, ebenso wenig natürlich darauf, die städtischen Ämter von Bürgern besetzen zu lassen. Und doch mußte man bald zu einer Entscheidung, zu einem Frieden kommen, denn wieder drohte kaiserliche Einmischung. Die Räte der kaiserlichen Gesandten hatten nämlich zugleich mit dem bestätigten Bürgervertrag vom Kaiser den Auftrag mitgebracht, alle diejenigen zu bestrafen, die seither wider den Vertrag gehandelt. Daher wurde allen

Bürgern verboten, aus der Stadt zu gehen, damit man ihrer jederzeit habhaft werden könne.

Rat und Bürgerschaft waren über diesen Schritt sehr erschrocken und das brachte sie einander näher. Auf nochmaliges Bitten erklärten sich die Räte bereit, die „Inquisition" zwei Tage aufzuschieben, damit Rat und Bürgerschaft sich vergleichen könnten.

Bürgerschaft und Rat einigten sich nun ziemlich schnell. Die Bürgerschaft erklärte sich zum Gehorsam gegen die Obrigkeit bereit, ferner zu „willkürlicher" Kontribution, d. h. Schatzung. Auch der Bürgereid sollte neu geleistet werden. Der Rat dagegen stellte die bisherige Sportelwirtschaft ab und verpflichtete sich, Bürgermeistern und Ratsherren feste Entschädigungen für ihre Amtstätigkeit zu geben. Auch versprach der Rat, die „Inquisition" so gut wie möglich zu hintertreiben.

Der Bürgereid wurde nach einigen Hindernissen am 17. Januar 1614 geleistet. Jung und alt war froh darüber und als es auch noch gelang, die Inquisition hinauszuschieben, da wurde in allen Kirchen ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten und ein Feiertag für Frankfurt angesetzt.

Die Revolution schien nun beendet. Alles schwamm in Wonne. Aber Vinzenz Fettmilch sah weiter und er schüttelte den Kopf und freute sich nicht. Und ein anderer Handwerker, der Malerzunft angehörig, dessen Tagebuch uns erhalten geblieben, schrieb: „Sie schrien alle Fried, in allen Kirchen und Enden; es stack aber noch ein großer Unfried dahinter; dieser Tag ward mit Freuden vollbracht, aber hernach war des Friedenstags bald vergessen und war der Fried bald gelegt."

36. Der Aufstand flammt abermals auf

Trotz der Dankgottesdienste und der scheinbaren Versöhnung der streitenden Parteien gab es immer noch genug Zündstoff in der Stadt. Die geringste Kleinigkeit konnte den Aufruhr wieder anfachen. Viele Fragen, vor allem die Abschaffung der Juden, waren noch nicht geklärt. Wieder bemühte man sich von beiden Seiten um Verständigung, aber die Kluft zwischen Rat und Bürgerschaft war nun schon so tief geworden, daß keine Brücke mehr darüber führte.

Die Bürger hatten im letzten Vertrag versprochen, „willkürliche"

Kontribution zu zahlen. Nun entdeckte man auf einmal, daß dieses Wort in „willfähig“ umgewandelt worden war. Warum? Was sollte das bedeuten? Lauerte hier schon wieder ein Betrug der Patrizier? Gewiß, so war es. Die Gutmütigkeit der Bürger hatte man einmal wieder ausgenützt. Fettmilch und seine Freunde erklärten, die Schatzung nicht zu zahlen, ehe dieser Ausdruck gestrichen sei. Außerdem aber sollten die „Neuner“ einen öffentlichen Rechenschaftbericht geben. Wenn diese beiden Bedingungen erfüllt seien, könne man über das Bezahlen wieder reden. Voher nicht.

Reichsstädtische Gesandte, die seit einiger Zeit wieder in der Stadt weilten, versuchten nochmals zwischen Rat und Bürgerschaft zu vermitteln. Es schlug fehl. Auch in ihren Bemühungen sah man nur das Bestreben, die Bürgerschaft hinters Licht zu führen. Man weigerte sich, Schatzung zu zahlen und fürchtete nun nicht einmal mehr die Strafe des Kaisers. So war der Aufruhr wieder los und er hatte wesentlich an Heftigkeit gewonnen.

37. Pläne

Die Niederländer, die sich von Anfang an den Bürgern zugeneigt, hatten sich mehr und mehr dem Aufstand angeschlossen und unterstützten ihn mit ihren Geldmitteln. So wuchs auch ihr Einfluß bei den Bürgern zusehends. Von ihrer Seite stammte der Gedanke, alle Ratsmitglieder, die vor 1612 gewählt worden, zur Abdankung zu veranlassen.

„Ehedenn die alten Ratsherrn alle aus dem Rate sind, wird es nit besser“, sagte ein welscher Seidenhändler.

Fettmilch zögerte anfangs. Ihm schien das nicht ganz der richtige Weg zu sein.

„Ich mein auch, das müßte sein, Vinz“, sagte Dr. Weitz, einer der „Achtzehner“ vertraulich zu ihm. „Ihr könnt den Schritt ruhig wagen, habt viele Freunde unter uns!“

„Solange die alten Ratsherren noch da sind, dringen wir gar nicht durch“, rief Kneiff, ein anderer „Achtzehner“ über den Tisch herüber.

„Unserer Unterstützung dürft Ihr sicher sein“, bestätigte der niederländische Seidenhändler.

„Und meine Freunde?“ fragte Fettmilch zweifelnd.

„Du weißt doch, daß wir mit Dir durch dick und dünn gehen", schrie Peter Mutschler laut und der Sachsenhäuser Ebel nickte dazu: „Ja, das ist gewißlich wahr!"

„Ist eine schwere Sach," sagte Fettmilch. „Will mir's bedenken. Aber ich verhoffe immer noch, es wird auch ohne das gehen. Denn dann dürfen wir sicher sein, daß uns der Kaiser hart strafen wird."

„Werden uns auch wehren gegen den Kaiser, der den Juden hilft," ereiferte sich Schopp.

„Da will ich aber doch warnen", sagte da plötzlich Hans Martin Baur, auch ein „Achtzehner". Er hatte seither schweigend dem Gespräch zugehört, ein seltsames Lächeln auf seinem klugen sarkastischen Gesicht.

„Wenn sie uns belagern und aushungern, was wollt ihr da machen? Ich rate zum Frieden!"

„Zu welchem Frieden?" brauste Fettmilch auf. „Zu einem faulen, stinkenden, der uns den Herren und den Juden wieder ausliefert. Wozu kämpfen wir denn dann schon seit zwei Jahren? Nun müssen wir es auch ganz ausfechten."

Begeistert stimmten ihm die meisten zu.

„Ja, ganz ausfechten," fuhr Fettmilch fort, „bis zum Ende und mag das auch bitter sein — für uns oder andere!"

„Es wird bitter sein," rief Baur, „aber nur für uns. Habt Ihr noch nichts davon gehört, daß der Kaiser Spanier gegen uns führen will?"

„Spanier!" schrien die Männer, teils erschrocken, teils empört. „Bluthunde! So handelt der Kaiser wider uns! Das ist Verrat! Nun erst recht kein Nachgeben!"

„Das werden wir sehen", sagte Baur.

„Holt sich der Kaiser Hilfe, werden auch wir Helfer finden", erklärte Fettmilch.

„Es kann euch Freiheit und Leben kosten, so ihr im Trotz verharret", ermahnte Baur nochmals.

Ein paar rückten ihm näher und fingen an mit ihm zu tuscheln. Vinzenz Fettmilch sah es.

„Feiglinge", donnerte er. „Ein Schuft, wer die gemeine Sache verläßt! Wollt Ihr die Stadt und die Bürger verraten, Hans Martin Baur?"

„Mitnichten", erwiderte der, trank sein Glas leer und stand auf.

Finster sah ihm Fettmilch nach. „Ein glattes Gesicht", murmelte er. „Was steckt dahinter?"

38. Nach der Bürgermeisterwahl

Am 1. Mai 1614 wurde wie üblich die Neuwahl der Bürgermeister vorgenommen. Zum älteren Bürgermeister wurde Johann Hartmann Beyer, einer der „Achtzehner", zum jüngeren Ulrich von Neuhaus, einer vom alten Rat gewählt.

Am Tage nach der Wahl kam Fettmilch mit seinen Freunden zweimal in den Römer. Die „Neuner", so verlangte er, sollten einen ausführlichen Finanzbericht abgeben, die „Siebener", das Privilegienkolleg, alle Urkunden den Bürgern bekannt machen.

Beyer antwortete: „Alles, was ohne Nachteil für die Stadt bekannt gegeben werden durfte, haben die Neuner angezeigt. Die Siebener werden demnächst den Rest der Privilegien den Bürgern schriftlich vorlegen."

Aber dem Ausschuß genügte dieser Bescheid nicht. „Ihr werdet sehen, was daraus wird", schrien sie und zogen grollend vom Römer ab. Sofort befahlen sie den Torwächtern, am nächsten Tag die Stadttore nicht zu öffnen. Man müsse es nun doch mit Gewalt zu Ende bringen.

Am folgenden Morgen in der Frühe stand Fettmilch schon wieder im Römer. Er wiederholte seine Forderungen vom vorigen Tag. „Außerdem begehre ich vom Bürgermeister und den Neunern die Bücher, in denen die Ratswahlen der letzten dreißig Jahre verzeichnet worden sind", sagte er.

„Warum das?" fragte ihn leise der Seidenfärber Ebel.

„Will sehen, ob die Wahlen rechtmäßig fürgangen. Vielleicht kann man den alten Rat auf diese Weise absetzen", antwortete ebenso leise Fettmilch.

Der Rat erklärte sich bereit, die Wahlbücher vorzulegen, aber nur den „Neunern". Die andern Forderungen wurden abgeschlagen.

Als man gerade am Verhandeln war, kam ein Bote vom kaiserlichen Postmeister, der sich bitter darüber beklagte, daß durch die Schließung der Tore der Postverkehr gehemmt werde.

Da befahl der Rat den Bürgern, die Tore sofort wieder zu öffnen. Dies half jedoch nichts, im Gegenteil. Die Menge wurde darüber nur noch mehr erbittert. Die Leidenschaften ließen sich nicht länger zügeln.

Man führte die „Neuner" auf mehrere Zunftstuben, schloß sie dort ein und fragte sie über die städtischen Angelegenheiten aus. Fünf Mitgliedern des alten Rates ging es ähnlich. Die „Siebener" wurden bis zum Abend nicht aus dem Römer gelassen.

Gegen Spätnachmittag erschien plötzlich ein Bote beim Ausschuß. Er kam von der verheirateten Tochter eines der Neuner, Jakob du Fay. Die junge Frau stand kurz vor ihrer Niederkunft. Der Schrecken über die Verhaftung des Vaters hatte sie aufs Lager geworfen. Nun ließ sie den Ausschuß bitten, ihr den Vater doch für eine Stunde zurückzugeben. Aber die Ausschußmitglieder willfahrten dieser Bitte nicht. Du Fay, in Verzweiflung und Angst, bot viele tausend Taler als Sicherheit an. Aber der Ausschuß gab nicht nach. Da stellte sich du Fays Bruder als Bürge und ließ sich gefangen setzen. Darauf hin durfte du Fay zu seiner Tochter eilen.

Dies kleine Ereignis zeigt wohl am besten die Entschlossenheit der Bürger, nun wirklich reinen Tisch zu machen.

Der Rat hatte sich unterdessen an einige Gesellschaften gewandt, mit der Bitte um Hilfe. Doch noch ehe diese ihre Bereitwilligkeit erklärt hatten, hatte der Ausschuß einen entscheidenden Schritt getan.

39. Der alte Rat wird abgesetzt

Die Stadttore waren am 5. Mai 1614 auf Befehl des Bürgerausschusses wieder geschlossen worden. Fettmilch ging zu jedem einzelnen Pförtner und verbot ihm streng, das Tor zu öffnen oder zu verraten, von wem er seine Befehle erhalten habe. Gleichzeitig marschierten vor alle Tore Bürgerwachen und hielten sie besetzt.

Morgens kam der Rat zu einer Sitzung zusammen. Wilde Gerüchte gingen von einer Gewalttat der Bürgerschaft um. Doch verließ man sich auf die Hilfe der dem Rat ergebenen Gesellschaften.

Plötzlich erschien der Bürgerausschuß mit seinem Anhang vor dem

Römer. Eine Stimme erteilte klare Befehle. Dann wurden die Ausgänge des Rathauses besetzt und die Bürger traten in den Ratssaal.

„Wir verlangen und fordern, daß der Rat die Neuner ihres Schweigeeides entbindet. Nicht eher verlassen wir den Römer, als bis das geschehen!" verkündigte Fettmilch.

„Wenn die Neuner reden, gibt es ein Unglück!" rief unbedacht ein Ratsherr.

„Und wenn sie schweigen, ein noch größeres", antwortete Fettmilch. „Wir haben ein Recht darauf zu wissen, wie es um die städtischen Finanzen steht und warum wir wieder höhere Steuern zahlen sollen und wohin die Einnahmen aus den Messen gekommen sind. — Was ist die Antwort der Herren?"

Der ältere Bürgermeister erhob sich.

„Weil es denn nit anders geht, so entbinde ich die Neuner ihrer Schweigepflicht", sagte er schwer und sorgenvoll.

„Nun, so gebt uns Antwort auf unsere Fragen!" rief Fettmilch den Neunern zu.

Er und seine Freunde fragten das Finanzkolleg nun nach allen städtischen Angelegenheiten. Nun stellte sich für alle heraus, wie unverantwortlich der alte Rat gehaust hatte. Das schlimmste Verschulden traf vielleicht nicht einmal die gerade amtierenden Ratsherrn, sondern ihre Vorgänger. Aber auch auf ihnen lastete ein gut Teil Schuld. Sie hatten alles gehen lassen, wie es wollte. Die große Schuldenlast der Stadt — verursacht durch unglückliche Bergwerksspekulationen — hatten sie nicht abgetragen, sondern noch neue Schulden aufgenommen. Manche Ratsherren hatten sich Vorteile auf unrechtmäßige Weise verschafft. Aus der ganzen Sachlage ging klar hervor, an welchen Schwächen das System krankte.

„Ihr seht, wie die Dinge liegen", wandte sich Fettmilch an seine Freunde. „Da frage ich euch: haben wir nicht das Recht und die Pflicht, den alten Rat zur Abdankung zu mahnen?"

„Was wagst Du zu sagen", schrie in maßlosem Zorn einer der alten Ratsherren. „Wir haben nur getan, was Regenten tun durften!"

„Regenten!" rief Fettmilch. „Seit wann sind die Ratsherren die Regenten der freien Bürger von Frankfurt? Der alte Rat möge bedenken, was entsteht, wenn er noch länger im Amt bleibt, das er so gar bös ver-

waltet! Aber wir wollen dem Rat Zeit und Gelegenheit geben, darüber nachzudenken!"

Der Ausschuß veranlaßte den Rat nun, sämtliche in Frankfurt anwesenden Mitglieder des alten Rates, soweit sie noch nicht zugegen waren, herbeiholen zu lassen. Eingeschüchtert und angstvoll kam man dem Befehl nach. Darnach schickte Fettmilch die Achtzehner heim.

Der gesamte alte Rat wurde darauf in der Ratsstube eingeschlossen. Starke Wachen besetzten die Türen. Drohreden und Hohnworte schrie die Menge über die Herren, die ihr oft genug Ungnade und Unbarmherzigkeit gezeigt.

In der Stadt herrschte zuerst großer Tumult. Dann ordnete Fettmilch Bürgerwachen ab, die Tag und Nacht die Straßen durchziehen mußten. Die Stadttore wurden geschlossen. Wer aus- und eingehen wollte, mußte sich bei Fettmilch einen Paßzettel holen, auf dem geschrieben stand: „Lasset diese Person passieren! Im Namen der ganzen Bürgerschaft: Vinzenz Fettmilch."

Zu den eingeschlossenen Ratsherren hatte nur der ältere Bürgermeister Zutritt. Plötzlich, gegen Abend, erschien eine Anzahl Dienstboten bei Fettmilch und baten ihn unter Tränen, doch zu erlauben, daß sie ihren Herren das Essen bringen durften. Die Wächter hätten sie nicht eingelassen. Fettmilch schrieb ihnen auf ihr inständiges Bitten einen Paßzettel.

Vergeblich bemühten sich die „Achtzehner" um Freilassung des alten Rates. Der Ausschuß verlangte, daß der alte Rat abdanken solle, eher sei an eine Befreiung nicht zu denken.

Selbst die Räte der kaiserlichen Gesandten, die in der Stadt eintrafen, vermochten nichts auszurichten. Erst nach langem Hin und Her kam Fettmilch mit einigen seiner Freunde zu ihnen. Aber alles, was sie zugestanden, war nur, daß sie versprachen, daß man sich an den alten Ratsherren nicht tätlich vergreifen wolle.

Die „Achtzehner" trafen sich hierauf mit den Abgeordneten jener Gesellschaften, die seinerzeit versprochen hatten, dem bedrängten Rat beizustehen. Aber sie wußten sich auch nicht anders zu helfen, als die Pfarrer aufzufordern, in der Kirche Gott um Hilfe zu bitten und die Gemeinde zum Gehorsam zu ermahnen.

Dies geschah am folgenden Sonntag. Nach der Predigt gingen die „Achtzehner", Abgeordnete der gemäßigten Gesellschaften und ein paar

Pfarrer in die Schmiedstube, wo der Ausschuß versammelt war, um ihn zum Frieden und zur Nachgiebigkeit zu ermahnen.

Der Ausschuß ließ die Herren zu sich in den oberen Stock bitten. Einige stiegen hinauf und stellten den Ausschußmitgliedern vor, welche Folgen ihr Handeln haben werde. Sie erhielten eine eindrucksvolle Antwort:

Ohne ein Wort zu erwidern, traten Fettmilch und der Sachsenhauser Ebel auf den Söller des Hauses. Unten auf der Straße hatten sich die Bürger versammelt und wogten unruhig durcheinander. Ebel beugte sich vor und rief ihnen zu: „Ihr Bürger von den vierunddreißig Zünften, ihr wißt, was ihr vor vier Wochen unterschrieben habt: mit Leib und Gut den Ausschuß zu schützen. Wollet ihr dasselbe halten und dabei verbleiben?"

„Ja", antworteten die Bürger. Und feierlich noch zweimal: „Ja, ja!"

Ebel reckte zwei Finger auf. „So schwört abermals!"

Die Hände hoben sich. Ebel und Fettmilch sahen sich mit einem Lächeln in die Augen.

Syndikus Rasor trat nun an die Brüstung.

„Bürger und Zunftmeister Frankfurts," hob er an, „ich warne euch und mahne euch zur Besinnung. Was glaubt ihr, wird Kaiserliche Majestät...."

„Herr," schrie ein Schuhmacher nun von drunten, „wir bedürfen Eures Geredes nicht, habt früher oft genug unnötigerweise geschwätzt!"

Lärmend stimmten ihm die andern bei und Rasor mußte sich zurückziehen. Es war nichts erreicht worden.

Die Bürger beschlossen jedoch, die Ratsherren in das Haus Löwenstein zu bringen, wo der Aufenthalt ein wenig bequemer war.

Am nächsten Morgen waren die alten Ratsherren bereit zum Abdanken. Doch stellten sie zwei Bedingungen: einmal, daß die Bürgerschaft sie innerhalb und außerhalb der Stadt frei passieren lasse, zum andermal, daß die Abdankung ihrer Ehre keinen Abbruch tue. Beide Bedingungen wurden angenommen. Man setzte über alles ein Protokoll auf und entließ dann die Herren aus der Haft.

40. Unruhen

Der Ausschuß war sich klar darüber, daß das Eingreifen der kaiserlichen Gesandten jeden Tag zu erwarten war. Man suchte daher den Erfolg auszunutzen und forderte sofort neue Ratswahlen. Dieses Begehren wiesen jedoch die „Achtzehner" zurück und verlangten die Wiedereinsetzung des alten Rates. Das aber wollte der Bürgerausschuß durch alle Mittel verhindern. Eine Gesandtschaft an den Erzbischof von Mainz wurde abgeschickt, um die Bürger zu rechtfertigen. Gleichzeitig verhörte man die Stadtschreiber Pyrander und Authes, sowie den Rechenschreiber Schad und mehrere Stadtknechte. Aus ihren Aussagen schöpfte man Material gegen den alten Rat und stellte eine Klageschrift von achtunddreißig Punkten zusammen, die einige Gesandte dem Kaiser nach Prag bringen mußten.

Gegen Ende Mai wurden Abgeordnete des Rates und der Bürgerschaft zu den kaiserlichen Gesandten nach Höchst beschieden. Im Schloß wurden sie in einen prächtigen Raum geführt. Einzelne sahen sich unbehaglich um; Fettmilch allein blieb ganz ruhig. Die Pracht ringsum bewegte ihn zwar, aber sie verstörte ihn nicht.

Nun traten die beiden kaiserlichen Gesandten, der Erzbischof von Mainz und der Landgraf von Hessen ein. Die Bürger verneigten sich ehrerbietig.

„Wir ließen euch rufen, um die Dinge in Frankfurt mit euch zu bereden", hob der Erzbischof an. „Richtschnur allen Handelns muß der Bürgervertrag sein und bleiben. Daran seid ihr durch euren Eid gebunden. Schwer habt ihr euch vergangen, daß ihr den alten Rat zur Abdankung gezwungen habt und ihn nicht bei uns verklagt, wie es rechtens gewesen wäre. Der Kaiser wird dem nicht ruhig zusehen. Doch noch ist es Zeit, ihn zu versöhnen und wir wollen gerne dazu unsere Hilfe leihen. Allein nur dann wird dies gelingen, wenn die Bürgerschaft bereit ist, den alten Rat gesetzlich so lange in seinem Stand zu belassen, bis die Klage gegen ihn richterlich entschieden ist. Ist er schuldig, trifft ihn schwere Strafe. Andrerseits bedenkt aber auch euer Schicksal und das eurer Weiber und Kinder."

Nach dieser Rede trat Fettmilch vor und antwortete mit fester Stimme im Namen aller: „Wir danken den Herren Kommissaren für den gün-

stigen Willen, so sie zu uns hegen. Doch ist die Bürgerschaft weniger schuldig als sie scheint. Wir haben den alten Rat nicht verdrängen wollen, sondern ihn oft und dick angehalten, die Vorschriften des Bürgervertrags zu erfüllen. Allein die Herren schwankten hierhin und dorthin, forderten wider den Vertrag Umgeld und erhöhte Schatzung, drohten auch bei Widersetzlichkeit, den Rat mit Katholiken zu besetzen. Dies alles hat die Bürgerschaft erregt und erbittert. Auch wollen wir uns nicht von Leuten regieren lassen, die das Spitalgeld zu Gastereien verbrauchen und die Armen auf der Gasse sterben lassen. Noch zu sagen, daß nicht die Bürgerschaft den Rat abgesetzt, sondern derselbe, bedrängt von seinem Gewissen, andeuten lassen, er wolle sich der Herrschaft entschlagen."

Nach einer kurzen Weile antwortete der Erzbischof:

„Diese schweren Klagen lassen wir auf ihrem Wert beruhen und tragen unsere Warnung der Bürgerschaft selbst vor. Ihr aber, Bürger von Frankfurt, seid daran gemahnt, daß derjenige, der Privilegien geben, sie auch wieder nehmen kann."

41. Wieder Faust von Aschaffenburg

Um diese Zeit brachte Faust von Aschaffenburg zum zweitenmal Unruhe in seine Vaterstadt. Eines Tages kam ein Bote zu Fettmilch und zeigte ihm ein Schreiben, das er bei einem Botengang über Feld zufällig gefunden hatte. Es schienen Konzeptbogen zu sein. Fettmilch sah nach der Unterschrift: es waren die Namen von Faust von Aschaffenburg und seinen beiden Schwägern, dem darmstädtischen Kanzler Pistorius und dem pfälzischen Oberarzt Dr. Strupp.

„Sieh, sieh", murmelte Fettmilch und überflog das Schreiben. Es war zur Zeit der Abdankung des alten Rates geschrieben und an die kaiserlichen Gesandten gerichtet in der Absicht, die Befreiung der Ratsherren zu erwirken, von der inzwischen erfolgten Abdankung wußte der Schreiber nichts. Die Gesandten wurden aufgefordert, die Bürger zu bestrafen. Diejenigen, die den alten Rat zur Abdankung genötigt, wurden die unsinnige Gemeinde, lose Halunken und liederliche boshafte Leute genannt.

Fettmilch wurde rot vor Zorn als er diese Worte las. Dann wendete er langsam das Blatt um. Auf der Rückseite waren 39 Vorschläge, die sich

mit den Zuständen in Frankfurt befaßten, aufgeschrieben. Doch standen sie in keinem Zusammenhang mit dem Brief an die Gesandten.

Immerhin aber waren diese Vorschläge bemerkenswert. Faust verlangte eine vollständige Wiederherstellung der alten Zustände, ja, der Rat sollte mehr Macht haben denn je, während Bürger und Zünfte vollkommen rechtlos geworden wären.

Fettmilch ließ eiligst seine Freunde herbeiholen und las ihnen dieses Schriftstück vor. Ein Sturm der Entrüstung brach los. Das also waren die Leute, deren Herrschaft man vielleicht wieder unterworfen werden sollte. Nie mehr durfte der alte Rat zurückkehren. Das stand nun fester denn je. Die Bürger waren jetzt erst recht zum äußersten Widerstand entschlossen, zumal ihre Gesandten aus Prag auch sehr günstige Nachrichten sandten.

42. Parition

Am 26. Juli 1614 kam ein Herold nach Frankfurt und schlug ein kaiserliches Mandat an.

In scharfen Worten verurteilte der Kaiser alles, was seit seiner Krönung zu Frankfurt in der Stadt vorgefallen war, besonders natürlich die erzwungene Abdankung des alten Rates. Da dieser noch nicht gerichtlich verurteilt sei, so gelte er immer noch als gesetzliche Obrigkeit, der die Bürger Gehorsam schuldeten. Ein paar neuerungssüchtige Leute brächten aus Ehrgeiz, Selbstsucht und Mutwillen die Unruhen in die Stadt. Eine Besserung der Lage könne nun nur noch durch kaiserliche Strenge erreicht werden.

Anschließend befahl der Kaiser allen Bürgern von dem Bürgerausschuß abzurücken und ihm nicht mehr zu gehorchen, dagegen dem alten Rat alle Ehrerbietung zu leisten. Alle, die es nicht mit den Aufrührern halten wollten, sollten sich innerhalb vierzehn Tagen absondern und den kaiserlichen Gesandten schriftlich mit Namensnennung ihre friedliche Gesinnung bekennen. Wer das aber nicht tue, dem drohe die Reichsacht und die Einziehung aller Güter.

Dieses Mandat stand nun in krassem Gegensatz zu den Nachrichten, welche die bürgerlichen Gesandten vom Kaiserhof geschickt hatten. Diese hatten immer berichtet, der Kaiser sei den Bürgern freundlich und günstig

gesinnt. Fettmilch und seine Freunde erklärten daher, sie könnten nicht glauben, daß das Mandat vom Kaiser selbst ausgehe. Viel eher hätten es die Gesandten in seinem Namen abgefaßt. Sie forderten daher die Bürger auf, dem Mandat nicht zu gehorchen.

Ein paar Tage später wurde der Bürgerausschuß und alle Zunftmeister vor den Rat in den Römer befohlen.

„Wollt ihr euch willig und geduldig dem kaiserlichen Mandat unterwerfen und auch die Wiedereinsetzung des alten Rates zugeben?" fragte man sie.

Fettmilch antwortete:

„So das Mandat von Kaiserlicher Majestät selbst herrührt, wird die Bürgerschaft nicht anstehen, ihm zu gehorchen. Doch berichten uns unsere Gesandten günstig vom Kaiserhof und wir verhoffen daher, daß bald ein anderer Spruch vom Kaiser eintreffen wird. Die Wiedereinsetzung des alten Rates aber geht die freie Bürgerschaft garnichts an, denn derselbige ist nicht abgesetzt worden, sondern freiwillig zurückgetreten. Laßt ihn also ruhig wieder zu, wenn ihr mit Männern zusammen sitzen wollt, gegen welche die Bürgerschaft demnächst gerichtliche Klage erheben wird."

Die „Achtzehner" ließen trotz allem den alten Rat zur nächsten Sitzung laden und zeigten den kaiserlichen Gesandten an, daß sie sich dem Mandat unterwerfen wollten, d. h. „parirten". Auch einzelne Gesellschaften und Bürger beugten sich, die meisten aber standen treu zum Ausschuß.

Am 7. August war die Frist abgelaufen, innerhalb derer sich die friedliebenden Bürger von den andern trennen sollten. Die Räte der kaiserlichen Gesandten befahlen daher unter Androhung schwerer Strafen, sogar der Reichsacht, daß jeder einzelne in seiner Gesellschaft oder Zunft notariell aussprechen solle, ob er parieren wolle oder nicht. Ein Teil der Gesellschaften und die Dörfer kamen dieser Aufforderung nach, die Zünfte dagegen blieben fest.

Wilde Gerüchte durchschwirrten die Stadt. Es hieß, die Gesandten hätten hessische und mainzische Truppen gesammelt, welche die Stadt einnehmen und an allen vier Ecken anzünden wollten. Fettmilch ließ deshalb die Wachen an den Toren durch Bürger verstärken und vor der Herberge der Räte eine Bürgerwache aufstellen.

Diejenigen aber, die pariert hatten, wurden von den andern Bürgern

gescholten und geschmäht, man lud sie nicht mehr zu den Zunftgeboten ein und behandelte sie auf der Straße unsanft. Das Wort Parierer wurde zum ärgsten Schimpfwort. Man glaubte, es bedeute einen, der von der Bürgerschaft abgefallen und zu den Patriziern übergegangen sei.

43. Sturm auf die Judengasse

Am Morgen des 22. August wurden die Altgesellen aller Handwerke vor die Räte der kaiserlichen Gesandten geladen. Alle Namen wurden aufgeschrieben. Dann führten die Räte den Gesellen nochmals das kaiserliche Mandat vor Augen und forderten sie zuletzt auf, ihnen anzugeben, was sie vom politischen Treiben ihrer Meister wüßten und alle Meister, die nicht parieren wollten, zu verlassen.

„Wir wissen von unsern Meistern nichts Unrechtes zu sagen und geben uns nicht zu Verrätern her", erklärten die Gesellen einmütig.

„Dann werdet ihr alle für unehrlich erklärt und eure Namen am Galgen angeschlagen werden", sagten die Räte.

Ein lautes Wutgeschrei und Schimpfworte beantworteten diese unkluge Drohung. In großer Aufregung entfernten sich die Gesellen und zogen rufend und schreiend durch die Straßen. „Man nimmt uns den Verdienst! Man nimmt uns Arbeit und Brot! Nieder mit dem alten Rat! Nieder mit den Juden!"

„Geht doch in die Juddegaß! Dort könnt ihr alles holen, was ihr wollt!" rief jemand aus der Menge, die am Weg stand und dem Zug der Gesellen zuschaute. „Sind andere ohnehin schon unterwegs dorthin!"

Die Gesellen horchten auf. Auf ihrem Weg stießen sie auf eine Schar Bürger, die unter Führung des Bürgerausschusses sich eben anschickte, der Judenplage ein Ende zu machen und die Juden nun endgültig aus Frankfurt zu treiben. Die Gesellen schlossen sich ihnen an und unter dem Ruf: „Gebt uns Arbeit und Brot!" zogen sie auf die Judengasse zu.

Die Juden waren auf ihrer Hut gewesen und hatten das Haupteingangstor verschlossen und verrammelt. Die Stürmenden vermochten es nicht zu sprengen. Da richtete einer eine Kanone gegen das Tor, andere aber zertrümmerten ein Judenhaus, das neben dem Tor stand und nur aus Fachwerk und Lehm erbaut war. Nun war der Eingang frei.

Ein wildes Handgemenge entspann sich in der engen Gasse. Einzelne der Juden wehrten sich verzweifelt, die Mehrzahl aber hatte sich auf den Judenfriedhof geflüchtet. Auf beiden Seiten blieben Tote und Verwundete.

Plötzlich beobachtete Fettmilch, daß sich ein paar Gestalten scheu in die Häuser der Juden drückten und nach ein paar Minuten mit gefüllten Säcken wieder herauskamen. Er kannte diese Brüder, Tagediebe und Bettler der Stadt, die glaubten bei dem Bürgeraufstand im Trüben fischen zu können.

„Wir holen uns wieder, was die Juden uns geraubt", schrie einer triumphierend. Als andere das hörten, wollten sie auch in die Häuser eindringen. Sogar mancher Gesell und mancher Bürger hatte sich von diesem Wort anstecken lassen.

Da sprang Fettmilch dazwischen.

„Buben!", donnerte er. „Wollt Ihr unsere gerechte Sache durch Raub beflecken! Pfui über euch! Zurück!"

„Wird noch erlaubt sein, wieder zu holen, was die Juden mir genommen", murmelte einer der Plünderer.

„Nichts ist erlaubt", schrie Fettmilch. „Ein Schuft, wer plündert und raubt! Wir sind ehrliche Leute, die einen ehrlichen Kampf kämpfen!"

Mit einem Schwerthieb scheuchte er das Gesindel zurück und raste die Gasse entlang, überall den Plündernden Einhalt gebietend. Er sah manchen und wehrte manchem, von dem er geglaubt, er sei ein ehrlicher, besonnener Mann.

Mittlerweile war es Nacht geworden. Die Juden hatten sich nun fast alle auf den Friedhof geflüchtet.

44. Auszug der Kinder Israel

Früh am andern Morgen stand Fettmilch vor den Juden. „Eure Stättigkeit ist abgelaufen", sagte er knapp und kühl. „Die Bürgerschaft will euch Eures Wuchers und betrügerischen Wesens halber nicht länger in den Mauern der Stadt dulden, sie kündigt Euch den Schutz auf, ist aber bereit, Euch freien Abzug zu gewähren. Um ein Uhr heute nachmittag steht Euch das Fischerpförtchen offen!"

Die Juden ließen sich darauf schnellstens ihr Hab und Gut aus den verlassenen Wohnungen holen. Um die bestimmte Zeit öffnete sich ihnen das Fischerpförtchen und sie wurden oberhalb der Mainbrücke an das Ufer des Flußes gebracht. Dort nahmen sie Schiffe auf und fuhren mit ihnen mainab- und mainaufwärts. Man sagt, daß an jenem Tag 14000 Juden Frankfurt verlassen hätten.

Tausende von Bürgern hatten sich auf der Brücke versammelt und sahen dem Auszug und der Abfahrt der Juden zu. Als sich die Schiffe in Bewegung setzten, da brachen diese Tausende in laute Jubelrufe aus. Worum sie seit Jahren kämpften, das war nun endlich erreicht: Frankfurt war judenfrei und die Bürger wieder Herr in ihrer eigenen Stadt.

45. Der neue Rat

Der Auszug der Juden war ein großer Erfolg für die Bürger. Was Rat und Kaiser ihnen nicht hatten verschaffen können oder wollen, das hatten sie sich selbst verschafft.

Fettmilch beschloß sogleich, diesen Sieg auch anderweitig auszunützen und nun endlich die Zuwahl des Rates durchzusetzen. Viele von den alten Ratsherren hatten die Stadt verlassen, die „Achtzehner" sahen einer Arbeitüberlastung durch die Herbstmesse entgegen. Dies stellten die Bürger der Obrigkeit vor und machten den Vorschlag, die alten Ratsherren zu suspendieren und bis zur Verurteilung des alten Rates interimsweise neue Ratsherren einzusetzen. Mit diesem Vorschlag erklärten sich endlich auch die Achtzehner und die Räte der kaiserlichen Gesandten einverstanden.

Am 29. August wurden unter dem Vorbehalt, daß es der kaiserlichen Autorität, dem Bürgervertrag und den städtischen Privilegien keinen Abbruch tue, dreiundzwanzig Interimsräte gewählt, die am nächsten Tag den Ratssitz einnahmen.

Die Vorsteher der Gesellschaften und Zünfte verlangten nun vom Rat, daß dieser zur Bestätigung der neuen Ratsmitglieder die Bürgerschaft abermals huldigen und schwören lasse. Der Rat meinte, darüber müsse man die Räte der kaiserlichen Gesandten fragen, aber der Bürgerausschuß

lehnte das ab und fügte seiner Forderung noch hinzu, daß auch der Rat der Bürgerschaft schwören solle.

„Denn", erklärte Fettmilch, „sind nicht Rat und Bürgerschaft eines, gleichsam ein Körper. Die gegenseitige Eidesleistung konstituieret einen festen Bund zwischen Rat und Bürgerschaft und darnach wollen wir sehen, wer uns etwas tun will."

Ungern nur gab der Rat dieser Forderung nach.

Man rief nun schnellstens die Bürger zusammen und errichtete auf dem Roßmarkt eine Tribüne. Dort leistete der Rat der Bürgerschaft den Eid. Beide, Rat und Bürgerschaft, gelobten einander Einigkeit und Treue und schlossen sich zu einem festen Bund zusammen, an dem alle Widersacher abprallen mußten.

Fettmilch reichte allen Ratsherren nach geleistetem Eid als Vertreter der Bürgerschaft die Hand. Er sah gar stattlich aus. Seine welschen Freunde hatten ihn zu diesem feierlichen Aufzug prächtig gekleidet. Über einem grünen Samtwams trug er einen weißen Atlasmantel, der durch eine blitzende Agraffe zusammengehalten wurde. Auf dem Kopf saß ihm ein schönes Barett mit wallenden Federn und an der Seite hing ihm ein Degen.

Seine Freunde jubelten ihm als dem „Gubernator" Frankfurts zu, wie er in einem Schreiben von auswärts genannt wurde. Es war der stolzeste Augenblick in seinem Leben, als er an diesem Tag auf dem Roßmarkt stand und er dachte wohl nicht daran, daß derselbe Roßmarkt auch einmal ein anderes Schauspiel sehen würde, bei dem er ebenfalls eine Hauptrolle, aber anderer Art, spielen würde.

46. Die Acht

Die Interimsräte fühlten sich nicht wohl in ihrer Stellung. Es mag sein, daß manches in Zukunft anders geworden wäre, wenn sie sich etwas fester gezeigt hätten.

Die kaiserlichen Gesandten schickten ein Manifest, in dem sie die Erstürmung der Judengasse und die Neuwahl des Rates als ungesetzlich und strafbar erklärten. Einige der Interimsräte wagten daraufhin gar nicht mehr im Rat zu erscheinen, die andern ließen sich von den Achtzehnern

bestätigen, daß sie wider ihren Willen durch freie Wahl Ratsmitglieder geworden waren. Gleichzeitig geriet Fettmilch in Zwistigkeit mit dem älteren Bürgermeister Beyer. Man fühlte in der Stadt deutlich, daß nun bald ein entscheidender Schlag von der Gegenseite kommen mußte. Noch aber sah man nicht, wo der Feind saß und das bedingte wachsende Unsicherheit.

Indes blieb man darüber nicht lange mehr im Unklaren. Schon am 22. September 1614 war dem Rat zu Ohren gekommen, daß eine Achterklärung erlassen worden war. Ob diese allerdings der ganzen Stadt oder nur einzelnen Männern galt, wußte man noch nicht.

Am 28. September morgens kam ein Herold des Kaisers in den Römer und erklärte, er müsse ein Mandat anschlagen. „Die Herren mögen dafür Sorge tragen," sagte er, „daß ich bei meiner Arbeit nicht behindert werde!" Das versprach man ihm, soweit es möglich wäre. Der Herold kehrte darauf in seine Herberge zurück, wo er zwei Trompeter und zwei Reisige zu sich beschied, von denen begleitet er auf den Römerberg ritt. Wieder bliesen die Trompeten nach Süden und Norden, nach Osten und Westen. Die Trompetenstöße gellten scharf durch die Stadt und manchem fuhr ein Schrecken in die Glieder. Alles lief vor dem Römer zusammen. Hoch zu Roß verlas der Herold ein kaiserliches Mandat.

Es war die Achterklärung gegen den Lebküchler Vinzenz Fettmilch, den Schreiner Konrad Gerngroß und den Schneider Konrad Schopp, „die Haupträdelsführer der in Frankfurt ausgebrochenen Unruhen".

Fettmilch, Schopp und Gerngroß standen unter der zuhörenden Menge. Gerngroß begann an allen Gliedern zu zittern, als er die Achterklärung hörte. Auch über Fettmilchs Gesicht ging eine jähe Bläße. Er dachte an seine Kinder. Dann aber biß er trotzig die Lippen zusammen, denn er hatte ein solches Ende kommen sehen. Er tauschte einen Blick mit Schopp, dessen Gesicht ebenfalls weiß geworden war. Denn die Acht, das hieß ja, ausgeschlossen sein aus der Gemeinschaft seiner Mitbürger, bedeutete vogelfrei sein, jedem zur Beute gegeben. Sein Leben war so gut wie verwirkt. Nur zwei Möglichkeiten gab es für ihn: entweder um Gnade zu bitten oder zu kämpfen bis zum Ende.

Lange ehe der Herold das Mandat zu Ende gelesen hatte, fing das umherstehende Volk an zu murren und zu drohen. Als die Worte des Kaisers

immer schärfer wurden, stürzte ein Bender vor, packte das Pferd des Herolds am Zügel und wollte ihn hindern, das Mandat weiterzulesen.

Als der Herold sich anschickte, vom Pferd zu steigen und das Mandat anzuschlagen, schob sich die Menge mit drohend geballten Fäusten gegen ihn vor und drang auf ihn ein.

Da warf sich Fettmilch dazwischen. Er deckte den Herold und rief ihm zu: „Reitet eilig heim, Herr! Ansonsten es ein bös' Ding gibt!"

„Zurück! Laßt den Herold des Kaisers passieren!" rief er dann mit gewaltiger Stimme dem Volk zu. Eine Gasse bildete sich und der Herold sprengte schnell davon.

Nachmittags stellte der Herold die Achterklärung dem Rat in dreifacher Ausfertigung zu.

Am nächsten Tag berief der Rat einige Zunftmeister vor sich und gab ihnen die Achterklärung zur Mitteilung an die Zünfte. Die Meister weigerten sich lange, die Schriftstücke zu sich zu nehmen und verlangten, daß die Verteidigunganstalten der Stadt in Stand gesetzt werden sollten. Ein paar Ausschußmitglieder drohten sogar, wenn der Rat das nicht täte, würden sie es selbst besorgen. Der Rat ging gar nicht auf diese Forderung ein. Dagegen befahl er, daß wegen des traurigen Zustandes der Stadt alle Lustbarkeiten, Tanz, Musik und Spiel verboten werde. Auch alle Bettler und Fremden mußten aus demselben Grund die Stadt verlassen.

Anfangs getraute sich der Rat nicht, die Achterklärung anschlagen zu lassen. Erst auf strengen Befehl der kaiserlichen Gesandten entschloß er sich dazu.

47. Abfall der Freunde

Die Geächteten verhaften zu lassen, dazu fehlte es dem Rat aber doch an Mut. Fettmilch, Schopp und Gerngroß wurde nur mitgeteilt, daß sie verhaftet werden sollten. Der Rat riet ihnen, sich selbst zu stellen und Abbitte zu tun, er selbst sei bereit, mit den Zünften Fürbitte für sie einzulegen. Auch der Landgraf von Hessen-Darmstadt wolle für sie eintreten, falls sie gehorchten.

Die Gesandten aber ordneten in allen Ländern eine strenge Aufsicht an. Jeder Frankfurter, der ausreisen wollte, mußte die Bescheinigung

seiner Partition vorweisen können, sonst wurde er unweigerlich festgenommen.

Fettmilch und seine Freunde verschmähten es, den Gnadenweg einzuschlagen. Sie verließen sich vielmehr auf zwei Privilegien, die Kaiser Karl IV. seinerzeit den Frankfurtern verliehen hatte. Das eine bestimmte, daß Frankfurter Bürger nicht vor ein auswärtiges Gericht gezogen, das andere, daß sie nicht in die Acht erklärt werden durften. Die Rats-Advokaten meinten zwar, daß die Privilegien auf den jetzigen Fall nicht anwendbar wären, da sie sich nur auf Privatstreitigkeiten beziehen würden und nicht auf Fälle, die Kaiser und Reich angingen. Auch die Marburger Juristen-Fakultät bestätigte später dies Urteil. Den Geächteten schien nun kein anderer Weg als die kaiserliche Gnade zu bleiben.

In dieser Zeit wurde eine Neueinteilung der Stadt vorgenommen. Anstatt daß sich die Bürger wie bisher in Gesellschaften und Zünften zusammenschlossen, wo die sozial Gleichgestellten nebeneinander standen, wurde die Stadt in sechzehn, später vierzehn „Quartiere" eingeteilt. Auf diese Weise war es für den Rat leichter, Herr über die bewaffneten Bürger zu werden.

Die Stunde war kritisch. Was wurde aus Frankfurt? Wie löste sich der Zwist in seinen Mauern?

Fettmilchs Feinde begannen sich zu regen. Im Rat selbst saßen deren eigentlich wenige, desto mehr aber im vornehmen Teil der Bürgerschaft und deren Gesellschaften. —

Zu dem Kriegszeugherr Hans Martin Baur kamen eines Tages mehrere Patriziersöhne.

„Wir sehen, daß der Rat durch unruhige Elemente arg bedrängt wird", sagte einer von ihnen, „und nirgend Beistand findet. So sind wir bereit, uns in ernsten Fällen mit Waffen dem Rat zur Verfügung zu stellen."

Hans Martin Baur strich sich das Kinn.

„Ich nehme den Antrag der jungen Herren gern an", antwortete er. „Aber was treibt Euch zu diesem Vorgehen?"

Der Sprecher von vorhin schüttelte sein wohlfrisiertes Haupt. Er bot das Bild eines jungen Stutzers, ebenso auch seine Freunde.

„Die Bürger sollen nicht über uns herrschen", sagte er hochmütig. „Auch liegt uns daran, daß wieder Leben und Fröhlichkeit in der Stadt herr-

schen. Schöne Frauen und Mädchen müssen wieder tanzen auf den Häusern der Geschlechter!"

Hans Martin Baur nickte.

„Dank Euch, Ihr Herren. Leistet der Stadt einen gar großen Dienst!"

Als sie gingen, sah er ihnen nach und lächelte. — —

Der Rat hatte Vinzenz Fettmilch als Achter aus dem Römer treiben lassen. Nochmals richteten die Herren eine ernste Ermahnung zum Frieden an die Bürger. Vorerst hatte dies aber keinen großen Erfolg, im Gegenteil. Fettmilch, Schopp und Gerngroß erwählten bei einer Versammlung zwölf Männer, die eine förmliche Anklage gegen den alten Rat erheben sollten. Die kaiserlichen Gesandten aber bedrohten alle, die die sich nicht innerhalb acht Tagen unterwerfen würden, mit der Acht. Der Rat ließ diese Erklärung an dem Römer anschlagen. Am nächsten Morgen kamen ein halbes Hundert Zunftmeister und Bürger in das Rathaus und forderten, daß der Erlaß abgenommen werde, weil er Unwahrheiten und Beleidigungen wider die Bürgerschaft enthalte. Der Rat sah schließlich keinen anderen Ausweg, als die Leute mit der Erklärung heimzuschicken, er wolle die Zunftmeister über die Sache vernehmen lassen, sie sollten sich gedulden bis gegen Abend.

Mählich aber ward es doch den Interimsräten bang. Aber noch einen packte die Angst. Konrad Gerngroß gab seine und seiner Freunde Sache verloren und unterwarf sich. Demütig schrieb er an den Rat, er wisse, daß er den Kaiser schwer beleidigt habe und deshalb in die Acht gekommen sei. Er sehe vor dem drohenden Schicksal keinen andern Ausweg, als Gott den Allmächtigen und den Kaiser um Gnade anzuflehen. Er, der alte einfältige Handwerksmann und Laie, habe nicht gewußt, was er tue und sich hinreißen lassen von andern. Aber jetzt sehe er ein, daß es höchste Zeit sei, von seinem frevelhaften Treiben abzulassen und er flehe den Rat an, sich bei den kaiserlichen Gesandten für ihn zu verwenden.

Der Rat antwortete ihm, er solle schleunigst eine ausführliche Bittschrift an die kaiserlichen Gesandten aufsetzen und diese entweder selbst überreichen oder von Weib und Kindern übergeben lassen. Kurze Zeit später tat Gerngroß einen Fußfall vor dem Rat und am andern Tag nach der Predigt in der Kirche abermals einen. Seine Reue zeigte sich so jämmerlich, daß die Pfarrer anfingen, für ihn zu beten; auch verwandten sich alle Geistlichen für ihn.

Vier Tage darauf machte sich Gerngroß auf den Weg zur Unterwerfung. Ein Bote des Rates begleitete ihn dabei. Vor dem Stadttor erwartete ihn seine Frau mit den Kindern und sie gingen mit ihm bis zum Stadtwald. Weinend nahmen sie dort Abschied voneinander. Gerngroß und sein Begleiter schlugen die Richtung nach Darmstadt ein.

Als sie gegen Abend im ersten darmstädtischen Ort, Langen, ankamen, ließ der dortige Oberförster den Geächteten sogleich festnehmen und einsperren. Am nächsten Tag wurde er nach Darmstadt gebracht und dort festgehalten. Der Rat reichte ein Gnadengesuch für ihn ein, es half nichts mehr. Angst und Reue waren zu spät gekommen.

Auch Fettmilch und Schopp sahen ihr Schicksal nahen, aber sie blickten ihm gefaßt entgegen und blieben ihrer Sache bis zuletzt treu.

48. Auswärtige Hilfe und Feinde

Frankfurts Lage verschlimmerte sich zusehends. Im Darmstädtischen und Mainzischen wurde schon die Zufuhr von Holz und Getreide für die Stadt gesperrt.

Angesichts dieser Dinge parierten immer mehr Gesellschaften und Zünfte. Der Kreis um Fettmilch lichtete sich mehr und mehr. Da entschlossen sich der Geächtete und seine Freunde zu einem letzten Schritt. Sie schickten eine Gesandtschaft an den Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel und baten um seine Hilfe. Umsonst, der Landgraf ließ sie nur zum Gehorsam und zum Einstellen ihres Treibens ermahnen.

Der Kaiser hatte inzwischen spanische Truppen angeworben, die Frankfurt erstürmen sollten. Als das die Führer der „Union" erfuhren, traten der Pfalzgraf bei Rhein und der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel miteinander in Unterhandlungen. Die protestantische Partei war fest entschlossen, die Spanier und die Liga sich nicht in Frankfurt festsetzen zu lassen. Insgeheim brachten auch sie zahlreiche Söldner und Landsknechte auf, um zum Gegenschlag auszuholen. Beide Parteien waren bereit und gerüstet, das Land allüberall kochte. Man stand knapp vor dem Ausbruch des Krieges. Da brachte ein Ereignis innerhalb Frankfurts die Wendung.

49. Der Antrag

Am 24. November 1614 stellte der Ratsherr Martin Müller, Apotheker zum Goldenen Hirsch, bei einer Sitzung den Antrag, Fettmilch verhaften zu lassen. „Die Mehrzahl der Bürger“, sagte er, „spricht offen aus, daß an dem ganzen Unglück, das der Stadt droht, nur allein die Achtzehner schuld sind, weil sie nicht den Mut haben, Fettmilch in Haft zu nehmen. Unterläßt der Rat das aber nun noch länger, so werden die Bürger es selbst tun. Denn man sagt, daß Fettmilch den Schlüssel zum städtischen Pulverturm besitze und auch in sein Haus Pulver und Waffen hat bringen lassen. Auch weiß man, daß er des öfteren geäußert, er wolle ein Gedächtnis von sich hinterlassen, daran Frankfurt noch Jahrhunderte denken werde. Bleibt der Geächtete also frei, so erntet die Stadt nur unendliches Unglück, an dem ich mich aber dann unschuldig erkläre.“

Der Rat nahm Müllers Antrag an. Man befahl den Zeugherren, Fettmilch bei guter Gelegenheit in Haft zu nehmen. Einer unter allen war, der ob dieses Auftrages lächelte: Hans Martin Baur.

50. Fettmilchs Gefangennahme und Flucht

Am Sonntag, 27. November 1614 hatte der Wirt zum „Großen Christofel“, Theobald Stauch, ein Freund Fettmilchs, diesen zum Mittagessen eingeladen. Mit noch ein paar Freunden saßen sie lange bei Tisch im Gespräch, das Schicksal der Stadt und ihr eigenes erwägend. Plötzlich öffnete sich die Tür. Der Schöffe und Zeugherr Hans Martin Baur mit einem Profosen und fünf oder sechs Soldaten erschien auf der Schwelle. Fettmilch fuhr auf: „Was wollt Ihr?“ rief er.

Ohne ein Wort zu sagen, ging Baur auf ihn los und schlang die Arme um ihn. Fettmilch griff nach seiner Pistole, die er stets bei sich trug, und richtete sie auf den Angreifer. Aber Baur, dessen Körperkraft sehr groß war, schloß die Arme fester um Fettmilch, so daß er die Waffe nicht losdrücken konnte. Als er Fettmilch wehrlos sah, winkte er einem Soldaten.

Da fuhren die Freunde Fettmilchs empor. Staunen und Schreck hatten ihnen im ersten Augenblick die Glieder gelähmt. „Verräter“, knirschte Theobald Stauch und stürzte auf den nächsten Soldaten los. Der Soldat

packte ihn und warf ihn zurück. Für einen Augenblick war das Lokal erfüllt von stoßenden, drängenden Menschen, in deren Händen Waffen blitzten. Mit einem dumpfen Stöhnen stürzte plötzlich ein Freund Fettmilchs, ein Posamentierer, tödlich getroffen zu Boden. Eine jähe Röte schoß über das Antlitz des Gefangenen und er versuchte sich loszureißen, um dem Gefallenen zu Hilfe zu kommen; aber Baurs Arme hielten ihn fest.

Nach kurzer Zeit waren auch Fettmilchs Freunde überwältigt. Sie wurden mit Stricken gefesselt. Baur ließ Fettmilch in das Gefängnis im Bornheimer Turm bringen. Soldaten mußten die Tore bewachen.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von Fettmilchs Gefangennahme in der Stadt verbreitet. Eine gewaltige Erregung faßte alle.

Vor dem Bornheimer Turm sammelte sich eine große Anzahl Handwerksgesellen. Fettmilch hörte in seiner Kerkerstube ihre Stimmen. Da trat er ans Fenster und rief ihnen zu: „Freunde, laßt mich nicht stecken! Helft mir hier heraus!"

„Wir kommen", schrien sie von unten. „Habt nur Geduld!"

Geschlossen stürmten sie auf den Turm zu, überrannten die Wachen, eilten die Treppen hinauf, brachen zwei Türen ein, holten Fettmilch heraus und führten ihn im Triumph in seine Wohnung.

Die Aufregung in der Stadt war unbeschreiblich. Kaum war Fettmilch zu Hause angelangt, als Schopp mit einer Anzahl Freunde erschien.

„Wir bleiben bei Dir, Vinz", sagte Schopp, „und verteidigen Dich und uns auf Leben und Tod. Mögen sie kommen! Sie sollen uns gerüstet finden!"

Fettmilch drückte allen die Hand. „Mehr denn sterben können wir nicht", rief er. „Laßt uns mutig dem Kommenden entgegensehen!"

„Hier kommt noch Adolf Cantor", sagte einer der Männer, der zum Fenster hinaussah. „Gewiß bringt er uns weitere Hilfe!"

„Willkommen, Cantor, Freund und Gevatter", begrüßte Fettmilch den Eintretenden. „Du findest uns gerüstet und unverzagt! Hab Dank auch für Deine Hilfe!"

Cantor wehrte ab.

„Nicht Hilfe bring ich," antwortete er, „aber dringend bitten will ich Dich, zu bedenken, daß Du Weib und Kinder hast, die Dein Trotz in schweres Unglück stürzen wird. Auch der Stadt Wohlfahrt solltest Du

gedenken! Ich rate Dir als Dein Gevatter in Treuen: ergib Dich ohne Gegenwehr!"

Fettmilchs Gesicht verzerrte sich. Wut und Schmerz kämpften in ihm. Er griff nach der Pistole in seinem Gürtel. „Verräter!" schrie er. „Verräter!" Cantor wurde totenbleich. Fettmilch drückte ab, aber es gab nur einen trockenen Knacks. Die Pistole versagte.

Fettmilch stand einen Augenblick und rang um Fassung.

„Geh," sagte er dann fast unheimlich ruhig, „geh! Mag nit mehr mit Dir unter einem Dache sein!"

Cantor warf ihm einen unsicheren Blick zu, wollte noch etwas sagen, zog es dann aber doch vor, ohne weiteres Wort schleunigst zu verschwinden.

51. Die Belagerung

Als Fettmilch befreit und in sein Haus zurückgekehrt war, sah Baur wohl, daß sich eine abermalige Gefangennahme viel schwieriger gestalten mußte, da der Geächtete nun gewarnt war und sich rüsten konnte. Baur ließ die gesamte Bürgerschaft unter Waffen treten. Die ganze Nacht mußten sie Wache halten. Am nächsten Morgen wurden Posten auf dem Römerberg aufgestellt, alle Stadttore geschlossen und die Seitenstraßen mit Ketten abgesperrt. Kurz darnach machte er sich mit etwa vierhundert bewaffneten Bürgern und einigen städtischen Soldaten auf den Weg zu Fettmilchs Haus in der Töngesgasse. Das Haus war fest verschlossen. An den Giebelfenstern standen vier Männer mit Flinten bewaffnet.

Baur forderte Fettmilch ein paarmal auf, sich zu ergeben, erhielt aber keine Antwort. Da ließ er zwei Geschütze herbeibringen und auf das Haus richten. Gleichzeitig sollten ein paar Zimmerleute die Haustür einschlagen. Man ging jetzt und auch später vorsichtig zu Werk, denn man fürchtete eine Pulverexplosion im Fettmilchschen Haus. Plötzlich erschien Fettmilch unter der Haustür und rief: „Ratsherr Baur, kommt her zu mir, daß ich mit Euch unterhandle!" — „Ich werde mich hüten," erwiderte Baur, „meint Ihr, ich sehe nicht, daß Ihr eine Pistole in der Hand habt?" Auch die Soldaten zögerten vorzugehen. Da krachten kurz hintereinander ein paar Schüsse. Zwei Bürger hatten ihre Musketen auf das Haus abgefeuert, freilich, ohne jemanden zu treffen. Düsteren Blickes

überflog Fettmilch die Schar seiner Angreifer. Es waren ihrer viele. Wenn sie das Haus zusammenschossen, kostete es Blut und Leben. Seinethalben wäre ihm das wohl einerlei gewesen, sein Leben war doch verwirkt. Aber seine Kinder, an denen er mit großer Liebe hing, wollte er vor diesem Schicksal bewahren.

„Baur", rief er wieder über den Platz hin, „bin bereit mich zu stellen unter der Bedingung, daß der Rat mich nicht ausliefert und daß ich einen Advokaten zu meiner Verteidigung erhalte. Ansonsten es ein gräßlich Blutbad gibt!" Baur besann sich nicht lang. Die Hauptsache war, daß man den Geächteten erst einmal fest hatte. „Es sei gewährt!" rief er nach kurzem Besinnen. „Gib Dich!"

Fettmilch öffnete die Haustür. Soldaten und Bürger stürmten hinein, umringten ihn und seine Freunde und fesselten sie.

Das Haus wurde genau untersucht, es fand sich aber von Verteidigunganstalten nichts als ein Küchenmörser, der mit einem Zündloch versehen und mit Pulver und kleinen Kugeln gefüllt war. Fettmilchs Familie durfte deshalb auch nach einem Tag Aufenthalt im Heiliggeist-Spital wieder in ihr Heim zurückkehren.

52. Versprechen, die nicht gehalten wurden

Fettmilch und Schopp wurden auf den Katharinenturm gebracht und dort streng bewacht. Sie baten den Rat um Fürbitte beim Kaiser und um Zuordnung mehrerer Bürger zu ihrer Verhandlung mit der Bürgerschaft. Aber sie erhielten keine Antworten auf diese Bitten. Der Rat wollte sie so schnell wie möglich an die kaiserlichen Gesandten ausliefern.

Fettmilchs Freunde und Anhänger waren auch jetzt nicht müßig. Handwerksgesellen hielten Versammlungen ab, um die Gefangenen zu befreien und zwei Interimsräte veranstalteten von sich aus Patrouillen und wollten die Auslieferung verhindern. Baur erhielt deshalb den Auftrag, die Gefangenen alsbald auszuliefern.

Der Ratsherr ließ am 2. Dezember 1614 die Vorsteher aller Quartiere auf den Römer kommen und gab ihnen bekannt, daß Fettmilch und Schopp ausgeliefert würden. Er ermahnte die Bürger zur Ruhe und Ordnung und verlangte, daß sie die Gassen geschlossen hielten und außer den Ratsmitgliedern niemand aus- und einließen.

Anfangs wollten die Leute nicht gehorchen, aber nach einer nochmaligen scharfen Vermahnung erklärten sie sich bereit, Baurs Befehlen zu folgen und gelobten ihm das in die Hand.

Mit einigen jungen Bürgern und Soldaten ging Baur dann zum Katharinenturm und ließ die Gefangenen herabführen. Eine Kutsche stand bereit, in die sie einsteigen mußten.

„Ihr habt mir zwar versprochen, mich nicht auszuliefern und Euer Versprechen nicht gehalten", sagte Fettmilch zu Baur, ehe er in die Kutsche stieg. „Trotzdem richte ich abermals eine Bitte an Euch: Nehmt Euch meines Weibes und meiner Kinder an und bittet die Gesandten, daß unsere Sache rechtlich und mit Zulassung von Verteidigern geführt wird."

„Das will ich tun, sofern Ihr mir keine weitere Beschwerung macht", antwortete Baur.

„Verhoff, diesmal haltete Ihr Wort", murmelte Fettmilch und verschwand in der Kutsche.

Sie fuhren durch das Galgentor nach dem Gutleuthof, wo ein Mainzer Schultheiß mit einem Nachen und Bewaffneten wartete. Baur lieferte ihm seine beiden Gefangenen aus. Der Mainzische Beamte ließ sie sogleich in Eisenfesseln legen. Dann fuhren sie über den Main nach Höchst hinüber. Von hier aus wurden sie in das schöne Schloß von Aschaffenburg gebracht, wo sie blieben, bis ihnen das Urteil gesprochen war.

53. Der Lohn

Hans Martin Baur wurde für seine Tat vom Rat, dem Kaiser und den Gesandten glänzend belohnt. „Für die bei der Captur der Achter ausgestandene Leib- und Lebensgefahr, die dabei gebrauchte Mann- und Tapferkeit und die angewandten Unkosten" erhielt er vom Rat einen silbernen Pokal mit Goldgulden gefüllt. Die kaiserlichen Gesandten schickten ihm ihre Brustbilder in goldenen Medaillons und der Kaiser schenkte ihm eine goldene Kette.

Auch noch auf andere Weise wurde ihm Anerkennung gezollt. Am 1. Mai 1615 wurde er zum jüngeren Bürgermeister gewählt und ein Jahr darauf vom Kaiser zum Reichsschultheißen ernannt. Auch erhob der Kaiser ihn und seine zwei Brüder unter dem Namen Baur von Eyssenecк in den erblichen Adelsstand.

Seine Mitbürger, besonders die Handwerker, dachten freilich ein wenig anders über ihn als die hohen Herren. Als ihm wenig Wochen vor Fettmilchs Hinrichtung seine erste Frau starb, schrieb der Maler Peter Müller in sein Tagebuch: „Den 4. Februar ist mit einem plötzlichen Tod übereilt worden des Herrn Hans Martin Baur Hausfrau, eben wie er ist der jüngere Bürgermeister gewest, ist auch um diese Zeit von den Herrn Subdeligierten zum Stadtschultheiß erwählt worden. Die Frau ist dazumal kurz vor ihrem Tode für drei Stunden im Schlitten gefahren. Hat sich jedermann ob solchem plötzlichen Tod verwundert. An diesem Tod sieht man, wie Gott den Hochmuth straft. Denn sie hat vielleicht in ihrem Sinn vermeint und gedacht, weil sie so hoch erhoben worden, sie sei nun so hoch kommen, daß sie jedermann förchten müßt. Aber nein, es ist ein Höherer; denselben muß man mehr förchten denn diesen. Denn er hatte sich alsbald so hoch erhoben und sein hochmütiges Herz sehen lassen. Aber Gott hats ihm bald wieder ein wenig gelegt, da er sah seiner Frau plötzlichen Tod und Hinfahrt."

54. Niederwerfung des Aufstandes

Als Fettmilch, Schopp und Gerngroß gefangen waren, fiel es den kaiserlichen Gesandten nicht mehr schwer, die alten Zustände wiederherzustellen. Die Interimsräte wurden abgesetzt und die alten Ratsmitglieder, soweit sie noch in der Stadt waren, wieder zurück ins Amt berufen.

Zahlreiche Bürger wurden auf Befehl der kaiserlichen Gesandten verhaftet, vor allem solche, die an der Erstürmung der Judengasse teilgenommen hatten.

Etwa drei Wochen nach Fettmilchs Gefangennahme kamen neue Achterklärungen an, die die beiden Interimsräte Cantor und Hans Conrad, ferner Bartholomäus Gaul, Hermann Geiß, Hartmann Geißelbach, Peter Mutschier, Joh. Fr. Hildebrand und Reinhold Maurer trafen. Hildebrand und Geißelbach gelang es zu entfliehen, Hildebrand wurde aber bald darauf wieder verhaftet.

Die andern mußten geloben, ihre Wohnung nicht zu verlassen und dem Kaiser jederzeit zur Verfügung zu stehen.

Die Bürger waren so eingeschüchtert, daß Mitte Dezember sämtliche

Zünfte sich bereit erklärten, alles dem Ermessen der Gesandten anheimzustellen.

Einzelne freilich standen noch zu ihrer Sache. Immer noch beruhigten sich die Handwerksgesellen nicht. Es hieß auch plötzlich, die Achterklärungen seien nicht vom Kaiser, sondern von dem Landgrafen und dem Erzbischof ausgegangen. Sogar der Herold, der am 14. September die Acht verkündet hatte, erzählte in der Stadt, der Kaiser habe die Acht nicht von sich aus, sondern auf Anraten der alten Ratsmitglieder, besonders der Patrizier, ausgesprochen.

55. Ein Gärtnermeister sagt die Wahrheit

Ein Häuflein Bürger saß in einer der kleinen Frankfurter Wirtschaften beisammen. Sie zeigten sich gar leise und ängstlich und wagten den Kopf nicht frei zu tragen. Es war nicht mehr gut leben in der Mainstadt. Auf allen Gebieten wurden den Bürgern von den kaiserlichen Gesandten Vorschriften gemacht.

Der Wirt trat zu ihnen.

„Die Herren müssen aufbrechen", mahnte er. „Ist gleich Glock acht Uhr. Wißt ja, daß darnach niemand mehr ohne Not über die Straßen gehen soll."

Bedrückt erhoben sie sich, zahlen und gingen.

„Muß man sich das gefallen lassen als freier Frankfurter Bürger?" murrte einer. „Wäre doch bloß Vinzenz Fettmilch noch Herr der Stadt!"

„Wir hätten uns eben nie zum Aufruhr hinreißen lassen sollen", meinte ein Ängstlicher. „Was Aufruhr!" rief dagegen ein Gärtnermeister laut. „Wir haben nur unser gutes Recht verteidigt!"

„Pst, nicht so laut", mahnten die anderen.

„Ich sag die Wahrheit, laut sag ich sie, damit ein jeglicher sie hören kann", wehrte sich der Gärtner. „Wir sind selbst schuldig, daß es uns jetzt so übel geht. Die ganze Bürgerschaft hat sich schwer vergangen. Warum haben wir nicht gewaltsam verhindert, daß Vinzenz Fettmilch und Schopp ausgeliefert worden sind? Hätten wir damals alle fest zusammengehalten, nicht Kaiser noch Reich hätt' uns gezwungen!"

„Wenn Euch jemand hört, seid Ihr verloren!"

„Sei's drum! Wenn man im freien Frankfurt kein freies Wort mehr reden darf, ist es schlimm bestellt!"

„Ihr wißt doch, daß die Wände Ohren haben!"

Und sie hatten Ohren. Der ehrliche Gärtnermeister wurde nach zwei Tagen wegen dieser Äußerungen verhaftet.

56. Weitere Auslieferungen

Die in Frankfurt gebliebenen Achter wurden häufig von ihren Freunden und Verwandten besucht. Als das die kaiserlichen Gesandten erfuhren, befahlen sie, die Geächteten in ein Gefängnis zu bringen. Cantor versuchte mehreremale für sich Erleichterungen zu erlangen, doch wurden seine Gesuche stets zurückgewiesen. Die Gesandten hatten strenge Haft befohlen und bald wurden den Gefangenen auch Fesseln angelegt. Im Frühjahr 1615 kam auch für sie der Tag der Auslieferung.

Alle wurden in die Stube des Spitals gebracht. Dort kamen die beiden Bürgermeister und Hans Martin Baur zu ihnen. Dr. Beyer, der ältere Bürgermeister, zeigte ihnen den Auslieferungbefehl der Gesandten.

„Ich bitte Euch," sagte er freundlich, „daß Ihr Euch möget ruhig und geduldig in die Auslieferung fügen. Zuversichtlich hoffe ich, daß nicht lange Zeit vergehen wird, bis ihr frei seid. Je fügsamer Ihr Euch jetzt schicket, desto schneller nahet die Befreiung.

Am anderen Morgen wurden sie auf ein Schiff gebracht, begleitet von Baur und dem jüngeren Bürgermeister. Am jenseitigen Mainufer nahmen ein mainzischer Amtmann und etliche Bauern sie in Empfang. Der Bürgermeister bat, die Gefangenen nicht zu fesseln. Der Amtmann aber sagte, er könne den Befehlen, die er erhalten, nicht zuwider handeln, wolle jedoch die Gefangenen wenigstens nicht in Gegenwart der Ratsherren fesseln.

Die Gefangenen nahmen darauf weinend Abschied von den Ratsherren und wurden dann mainabwärts gebracht. Nach kurzer Zeit fesselte man sie je zwei und zwei aneinander. In Höchst angelangt, wurden sie in Einzelhaft gebracht.

Die Bürgerschaft Frankfurts war voller Schmerz und Zorn. So viele der Ihrigen lagen in dem unmenschlich kalten Winter 1615/16 in den

Gefängnissen und mußten Verhöre und Folter über sich ergehen lassen. Der alte Rat hatte auch in der Zwischenzeit nichts gelernt und führte sich genau so anmaßend auf wie er es früher getan. Die Erbitterung und Gereiztheit innerhalb der Bürgerschaft schwand daher nicht, und die Teilnahme und das Mitleid für die Gefangenen und Geächteten wurde täglich größer.

57. Ein dunkler Tag

Es war Februar geworden. Laue Winde fegten das Maintal entlang und schütteten Regenschauer über Regenschauer auf Frankfurt herab. Dieses schlimme Wetter verängstigte die Menschen arg und bekümmert fragten sie sich, was ihnen dies Jahr noch bringen würde.

Bange Angst hing über allen. Die kaiserliche Kommission, hieß es, habe nun das Urteil gefällt über die Gefangenen und es werde mehr denn einen Kopf kosten.

Am 27. Februar 1616 klang plötzlich Trommelschlag durch die Straßen. Die Bürger eilten auf die Gassen und an die Fenster. Durch die Straße schritt ein Herold, begleitet von zwei Ratsherren. Der Herold verkündigte für den folgenden Tag die Verlesung des Urteils der Gesandten und eine Exekution auf dem Roßmarkt. Unbewaffnet sollten die Bürger am nächsten Morgen um fünf Uhr auf dem Roßmarkt erscheinen. Allen Frauen aber war bei schwerer Strafe verboten, an diesem Tag das Haus zu verlassen.

Die Leute schlichen sich in die Häuser zurück. Nur wenige standen auf dem Roßmarkt, als dort die Vorbereitungen für die Urteilsvollstreckung getroffen wurden. Da durch den starken Regen der Platz grundlos geworden war, wurden viele Wagen Sand hergefahren und aufgeschüttet.

Von Höchst herüber brachte man mehrere hölzerne Gerüste, ein Schaffott und Schranken zum Absperren des Platzes. An drei verschiedenen Stellen des Roßmarktes wurden Pfähle eingerammt, die ein Blechschild mit dem Reichsadler und der Aufschrift: „Kaiserlicher Schutz" trugen. Das Schaffott wurde vor dem Roßzoll-Haus aufgeschlagen, ebenso die Gerüste. Den ersten Stock des Roßzoll-Hauses verhängte man mit schwarzen Tüchern, denn von einem seiner Fenster sollte das Urteil verkündigt werden. Außerdem sollte dies Haus die Räte der kaiserlichen

Gesandten beherbergen. Von den beiden großen Gerüsten war das eine für den Rat, das andere für die Vorsteher der Gesellschaften und Zünfte bestimmt. Zwischen beiden stand ein kleineres, das die Hauptverbrecher aufnehmen sollte.

58. Exekution und Gottesurteil

Es war noch tiefe Nacht, kaum drei Uhr morgens, als am 28. Februar 1616 die Bürger der Stadt Frankfurt tief in ihre Mäntel gewickelt, schweigsam zum Roßmarkt gingen. Ihre Laternchen geisterten irrlichtgleich durch die Straßen. Zu Hause aber saßen die Frauen mit weinenden Augen, verscheucht und angsthaftig.

Um fünf Uhr wurde der Platz hell von Fackelschein. Qualmend zog der Rauch nach oben, undeutlich sah man im flackernden Licht den Rat mit seinen Beamten und die Zunftmeister und Vorsteher der Gesellschaften nahen. Schweigend nahmen sie ihre Plätze ein. Bewaffnete Bürger besetzten die Wälle, das Zeughaus und die wichtigsten Plätze der Stadt.

Allmählich bleichte sich nun der Himmel. Im fahlen Frühlicht starrten die Menschen mit weißen Gesichtern in den kommenden Tag. Da — von ferne klangen Pfeifen und Trommelschlag. Mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten rückten hessische und mainzische Truppen zum Bockenheimer- und Galgentor herein. In ihrer Mitte führten sie auf vier offenen Bauernwagen die auswärtigen Gefangenen.

Auf dem ersten Wagen saß allein Vinzenz Fettmilch. Schwere Ketten umwanden seine Arme und Beine. Er sah blaß und hager, aber ruhig aus. Seine Haltung hatte nichts an Mut verloren. Beim Anblick der Straßen und Häuser Frankfurts, die er zwei Jahre fast nicht mehr gesehen, ging ein schmerzliches Zucken über seine Züge. Er versuchte die Hand zum Gruß zu heben, aber es gelang ihm nicht. Da grüßte er die vertrauten Plätze mit den Augen und grüßte ebenso auch alle seine Mitbürger, die schweigend mit nassen Augen an seinem Weg standen.

Auf dem zweiten Wagen saßen Schopp und ein Schneidergeselle aus Steinfurt, auf dem dritten Adolf Cantor und Peter Mutschler, auf dem letzten Gerngroß und der Schneider Hermann Geiß. An diesen drückte sich eng ein zehn- oder zwölfjähriger Knabe, sein Sohn, der die Gefangenschaft mit ihm geteilt hatte.

Auf dem Roßmarkt stiegen die Gefangenen aus und wurden von ihren Ketten befreit. Stadtknechte und städtische Richter führten sie in die nahe Maternuskapelle, wo auch die städtischen Gefangenen schon waren. Hermann Geiß umarmte und küßte an der Kapellentür seinen Sohn, der sogleich nach Hause gehen mußte. In der Kapelle warteten die meisten Pfarrer der Stadt, die den Verurteilten Trost zusprachen und ihnen das Abendmahl reichten.

Die Soldaten sperrten den Roßmarkt ab und sicherten die in ihn einmündenden Straßen.

Wieder klang Räderrollen. In drei Kutschen kamen die Räte der kaiserlichen Gesandten an. Als sie vor dem Roßzoll-Haus ausstiegen, erhob sich der Rat zur Begrüßung von seinen Sitzen. Die Räte gingen sofort in das Haus hinein und in den ersten Stock hinauf, von wo aus sie der Exekution zusahen.

Um acht Uhr tönte dumpfer Trommelwirbel. An den vier Ecken des Roßmarktes wurde das Urteil verlesen und alle zur Ruhe ermahnt, da das Urteil jetzt vollzogen werde.

Lautlos stand die Menge. Die Scharfrichter, sieben an der Zahl, machten sich bereit. Nun wurden Fettmilch, Gerngroß und Schopp aus der Kapelle auf das kleine Podium geführt. Vom ersten Stock des Roßzoll-Hauses lasen ihnen ein mainzischer Beamter das Todesurteil vor.

Fettmilch sollten, so lautete der Spruch, die zwei vorderen Finger der rechten Hand abgehauen werden, dann solle er enthauptet, sein Leib gevierteilt, die vier Stücke an Landstraßen aufgehängt und sein Kopf auf einer eisernen Stange am oberen Teil des Brückenturmes aufgesteckt werden. Sein Haus solle in Grund und Boden niedergerissen und der Raum, auf dem es gestanden, für ewige Zeiten unbebaut bleiben, an seiner Stelle aber eine steinerne Säule mit dem Verzeichnis seiner Schandtaten aufgerichtet werden. Sein Vermögen — Fettmilch hinterließ bei seinem Tod Schulden, ein Beweis dafür, daß er sich am Aufstand nicht bereichert hatte, wie ihm von jüdischer Seite oftmals vorgeworfen wurde — solle dem kaiserlichen Fiskus anheimfallen, sein Weib und seine Kinder aber auf ewig aus Kurmainz, dem Fürstentum Hessen und dem Gebiet der Stadt Frankfurt verbannt werden.

Schopp und Gerngroß sollten die zwei vorderen Finger der rechten Hand abgehauen werden, dann ihre Köpfe fallen, neben Fettmilchs Kopf

am Brückenturm aufgesteckt und ihre Körper unter dem Galgen begraben werden.

Es war das härteste Urteil, das je in Frankfurt gesprochen worden. Die Verurteilten baten um Gnade, aber sie wurde ihnen nicht gewährt. Da fing Gerngroß an, ein Trostlied zu singen.

Fettmilch aber rief laut zu den Richtern hinauf: „Ich habe nicht gestohlen und nicht gemordet. Wofür ich kämpfte, dafür sterbe ich nun, doch gewährt mir die Gnade und vergönnt meinem Körper ein ehrlich Grab."

Aber eisiges Schweigen antwortete ihm.

Trommelwirbel dröhnte über den Platz. Je zwei Pfarre nahmen die Verurteilten in die Mitte. Fettmilch wandte sich nochmals um und lächelte seinen Todesgefährten tröstend und tapfer zu. Dann machte er sich gefaßt und mutig auf den Weg zum Schaffott.

„Ich und meine Freunde", sagte er zu den Pfarrern, die ihn begleiteten, „hätten nicht getan, wofür wir jetzt hauptsächlich büßen sollen, nämlich den Rat zur Abdankung genötigt, wenn es uns einige der Achtzehner nicht geraten hätten. Uns kostet es den Kopf, ihnen, als da sind: Dr. Weitz, Johann Jakob Kneiff, Christian Andreas Köler u. a. macht es nur den Geldbeutel schwitzen."

Als schon der Scharfrichter die Hand an ihn gelegt, richtete er sich nochmals auf und rief laut über die stumme Menge: „Ich hoffe zu Gott und weiß gewiß, daß, eh ich sterbe, Gott ein Zeichen tun wird!"

Niemand wagte sich zu rühren. Alles wartete auf dies verheißene Zeichen. Und kaum war Fettmilchs Haupt gefallen, da — stürzte einer der anwesenden patrizischen Ratsherren, der Schöffe Johann Adolf von Holzhausen vom jähen Schlag gerührt, tot zusammen.

„Gott hat sein Gericht sehen lassen", sagt der Handwerker Peter Müller in seinem Tagebuch und ein anderer Zeitgenosse schreibt: „Wie Fettmilch gerichtet gewesen, ist einer von dem alten Rat, nämlich einer von Holzhausen, deme das Herz in dem Leib über der kaiserlichen Execution gelacht und ein Freudenmahl anstellen wollen, im Ring des jähen Todes gestorben."

59. Fettmilchs Haus wird zerstört.

Als Fettmilch, Schopp und Gerngroß hingerichtet, zog eine Schar Reiter und ein Fähnlein Fußvolk samt einigen Zimmerleuten vor Fettmilchs Haus in die Töngesgasse. Ein Offizier hieb dreimal mit dem Schwert in den Eckpfosten des Hauses, ein anderer stach mit der Partisane dreimal in die Tür. Dann fingen die Zimmerleute die Zerstörung an und das dreistöckige Haus wurde innerhalb einer Stunde niedergerissen bis auf den ersten Stock. Diesen mußte man stehen lassen, weil das Nachbarhaus Risse bekam. Erst nach acht Tagen wurde die Fettmilchsche Behausung ganz zerstört.

60. Die Anderen.

Außer Fettmilch, Schopp und Gerngroß mußten weiter vier Männer den Tod erleiden: der Sachsenhäuser Georg Ebel, auch Schwaben-Georg genannt, dessen Kopf mit denen der drei Hauptächter auf den Brückenturm gesteckt wurde, der Wollhändler und ehemalige Interimsrat Cantor, der Seiler Stephan Wolf und der Schneider Hermann Geiß.

Als Cantor, der wohl noch immer auf Gnade gehofft, sein Urteil hörte, rief er: „Ich habe den Tod mitnichten verdient. Ich bin weder ein Mörder noch ein Dieb gewesen, ich habe weder gestohlen noch geraubt wie etliche von den Ratsherren!"

Sieben Frankfurter Bürger hatten den Tod gefunden, weil sie selbst ihr Recht gesucht. Vor dem Galgentor aber standen die Juden, um feierlich in die Stadt zurückgeführt zu werden.

61. Die Verbannten

Neun weitere Männer traf noch ein besonders hartes Urteil: die ewige Verbannung mit Entehrung. Diese neun waren: Peter Mutschler, Theobald Stauch, Weinwirt, Kaspar Eckhard, Taglöhner, Adam Ofengießer, Schwarzfärber, Johann Müller, Posamentierer, Gerhard Cürseau, Garkoch, Hofmann, Schneidergeselle und ein Heinrich Bender, dessen Beruf

man nicht kennt. Die ganze Schuld dieser Männer war, daß sie bei der Erstürmung der Judengasse tatkräftig mitgeholfen hatten.

Je zwei von ihnen wurden zusammengebunden und dann vom Nachrichter unter Rutenschlägen durch die Galgengasse zum Tor hinausgetrieben. Vor dem Galgentor standen schon die Juden, bereit zum Wiederkommen. Gerade vor ihren Augen wurden die Verbannten noch einmal besonders gepeitscht, hatten sie sich doch gegen die Bewohner des Ghetto besonders „vergangen". Den meisten der Verbannten dünkte dies eine unerträgliche Schande und sie riefen, warum man ihnen nicht lieber auch den Kopf abgeschlagen hätte. Ofengießer, dessen Hauptverbrechen war, in der Judengasse fünf Gulden mitgenommen zu haben, rief: „Ach Gott, muß ich um loser fünf Gulden willen gestrichen werden!"

Kaiser und Erzbischof, die Freunde der Juden, hatten das Urteil gesprochen.

62. Die Juden kehren zurück

In einem besonderen Mandat, das vom Roßzoll herab verlesen wurde, strafte der Kaiser die Bürger wegen ihrer Haltung gegen die Juden und befahl ihnen, die Juden wieder in der Stadt aufzunehmen, in ihre Rechte einzusetzen und alles Geraubte zurückzugeben oder den Wert dafür zu erstatten und das Zerstörte auf eigene Kosten wieder aufzubauen, inskünftig aber die Juden kräftig zu schützen. In einem zweiten Erlaß wurde den Bürgern befohlen, innerhalb zweier Monate nachzuweisen, daß sie dem Befehl des Kaisers gehorcht.

Als beide Erlasse vorgelesen waren, zogen Soldaten zu Pferd und zu Fuß mit einem mainzischen Obersten an der Spitze vor das Galgentor. Von dort führten sie die Juden unter Trommelschlag zurück bis zur Judengasse. Es wird erzählt, daß ein Jude vor Freude bat, die Trommel eine Weile schlagen zu dürfen.

Vor dem Haupteingang der Judengasse erwartete ein städtischer Beamter den Zug. Er glaubte, der Oberst werde eine feierliche Ansprache halten und hatte sich schon eine ebenso feierliche Antwort zurechtgelegt. Aber dem Obersten behagte wohl seine Sendung doch nicht so recht und so sagte er nur ironisch: „Hier bringe ich die Schelme wieder!" Dem Beamten verschlug es die Sprache und wortlos nahm er die Juden in Emp-

fang. Darauf wurden drei Reichsadler, die man mitgebracht, an den drei Toren der Judengasse befestigt. Die Schilder mit den Aufschriften lauteten: „Römisch. kaiserlicher Majestät und des heiligen Reiches Schutz." Die Juden erhielten eine neue Ordnung, die nicht die Stadt Frankfurt, sondern die kaiserlichen Gesandten erteilt hatten und die für immer galt, ohne nach jeweils drei Jahren erneuert werden zu müssen.

Die Bürger senkten die Köpfe, als sie die Juden wieder einziehen sahen. Nun hatten sie die Fremden mit ihrem Wucher und ihrem anmaßenden Wesen wieder in der Stadt. Und kein Fettmilch war mehr da, der sie aus der Stadt trieb und seine Mitbürger von ihnen befreite.

Eine zeitgenössische Schrift berichtet über diesen Tag in Frankfurt: „Was großes Klagen, unerhörter Schmertz, heiße Zähren und Threnen da vergossen worden, ist warlich zu beschreiben unmüglich; und ist leichtlich zu erachten, daß manch ehrlich Hertz also betrübt gewesen, daß es vor Trauren und Hertzeleid hette verschmachten mögen, weil sonderlich auch der Ausschuß neben der Bürgerschafft etlich tausend Gulden Straff geben soll und die vier Köpf auff den Thurn auffgesteckt worden." Die Juden dagegen, heißt es weiter, hätten über das Ereignis eine große Freude empfunden und die Verurteilung so vieler Bürger sei für sie ein Siegeszeichen, an welchem sie täglich Aug und Herz erlustigen könnten.

Der Haß gegen sie und ihr Treiben aber glomm weiter in der Stadt und auch im Reich. Dies beweist ein Buch, das bald nach der Wiedereinsetzung der Juden in Frankfurt herauskam und in dem folgende Worte stehen: „In Frankfurt sind diejenigen bestraft worden, welche vor zwei Jahren die Juden wegen ihres unmäßigen Wuchers aus der Stadt gejagt und die Ratsherren abgesetzt hatten. Hernach sind die Juden in ihre frühere Gasse zurückgekehrt, in welche sie feierlich und mit Pomp eingeführt worden, nicht ohne Schimpf für die Christen, welche an verschiedenen Orten ein dem Gemeinwesen so verderbliches Gift in ihrem Schoß hegen. O, wie glücklich wäre Deutschland, wenn an vielen Orten die von Kaiser und Reich den Lutheranern eidlich und vertragsweise verliehenen Privilegien mit dem nämlichen Eifer unverletzt gehalten würden, mit welchem man in Frankfurt, Worms und anderen Städten die verletzten Privilegia, welche dem verfluchten Volk der Juden erteilt gewesen waren, wiederhergestellt gesehen hat."

63. Weitere Strafen

Außer den Hinrichtungen und Verbannungen wurden am selben Tag auf dem Roßmarkt noch andere Strafen ausgesprochen.

Zahlreiche Bürger wurden auf einige Zeit aus der Stadt verwiesen oder mit hohen Geldstrafen belegt.

Dann aber wurden die Zünfte und Gesellschaften bis auf die patrizischen aufgehoben und ihnen politisch alles Recht genommen. Der alte Rat wurde in alle seine Rechte wieder eingesetzt, alle Anschuldigungen gegen ihn für nichtig erklärt und die der Bestechlichkeit angeklagten Ratsherren freigesprochen. Nur insgeheim soll der alte Rat einen scharfen Verweis erhalten haben, den man aber nicht öffentlich auszusprechen wagte. Man fürchtete, daß sonst in anderen Städten sich die Bürger auch gegen ihre Obrigkeit auflehnen würden.

So schien alles, um was der Kampf gegangen und wofür die sieben Männer ihr Leben gelassen, umsonst und vergeblich. In Blut und Gewalt erstickte die Bewegung. Der Kampf für die Freiheit der Bürger, gegen Juden und volksferne Patrizier — verloren.

64. Die Fettmilch-Säule

Erst im Jahre 1617 wurde auf dem Platz von Fettmilchs Haus die im Urteil angeordnete Schandsäule errichtet. Sie stellte einen Obelisk auf einem viereckigen Postament dar und die Inschrift lautete:

„Daß dieser Platz bleibt öd und wüst
Dran Vinzenz Fettmilch schuldig ist,
Welcher diese Stadt drei ganze Jahr
Gebracht in manche groß Gefahr,
Dessen er endlich hat davon
Getragen diesen bösen Lohn,
Daß er erstlich an der Richtstatt
Seine zween Finger verloren hat,
Hernach den Kopf, geviertteilt drauf,
Und die Viertel gehänget auf

An die vier Straßen dieser Stadt,
Den Kopf man aufgestecket hat
Am Brücken-Turm; auch Weib und Kind
Ewig des Lands verwiesen sind,
Das Haus geschleifft: Deß ich allhier
Zu treuer Warnung stehe Dir."

Der Obelisk verschwand nach dem großen Brand im Jahre 1719, das Postament wurde erst im 19. Jahrhundert entfernt.

65. Die Toten leben

Außer dem jähen Tod des Herrn von Holzhausen geschah noch mancherlei Seltsames und Bedeutungvolles nach Fettmilchs Tod. Der mainzische Beamte, der das Todesurteil verlesen, starb ebenfalls unerwartet schnell vier Wochen später. Drei Tage nach der Hinrichtung tobte ein Sturm, der Bäume und Wälder umwarf. Die Bürger sagten, das Firmament trauere selbst um das, was in Frankfurt geschehen. Der Türmer weigerte sich plötzlich, noch länger auf dem Brückenturm zu wohnen, da nachts Lichter um den Turm geistern sollten und auch die abgeschlagenen Köpfe miteinander zu reden anfingen. Auch erzählte man, daß die Raubvögel Fettmilchs Leib lange Zeit unberührt gelassen.

Sonderbar war auch das Schicksal des allgemein verhaßten und wieder eingesetzten Stadtschreibers Pyrander. Man sagte, Pyrander habe öfters den Köpfen auf der Brücke einen Besuch abgestattet und sich daran erlabt. Am 25. März 1616, also knapp vier Wochen nach Fettmilchs Tod, habe er auch wieder die Köpfe der „armen, doch vor Gott reichen Leute" betrachtet und dabei unter Lachen gesagt: „Ei wie fein haben diese die Stadt bezwungen!" Plötzlich aber sei ihm übel geworden, er sei schnell heim und in seinem Hause tot niedergestürzt. „Da sieht man," schreibt der Handwerker Peter Müller, „wie Gott den Hochmut und die Verächter der armen Bürger straft."

Der Kampf der Bürger schien umsonst gewesen zu sein. Die Köpfe Fettmilchs, Schopps, Gerngroß' und Ebels staken auf dem Brückenturm, ihr Werk stand still. Die Rufe nach den bürgerlichen Freiheiten und nach der Vertreibung der Juden aber verstummten nicht und die Toten

und ihre Taten blieben im Andenken ihrer Mitbürger und deren Enkel lebendig. Goethe widmet dem sozialen Kampf dieser Männer verständnisvolle Worte. Auf den sozialen Teil ihres Wollens, auf den Bürgervertrag, griff man bei jeder Verfassungfrage in Frankfurt zurück und Jahrhunderte später standen die sozialen Gedanken der Fettmilch-Zeit in der Verfassung wieder auf.

Die Juden freilich wurden mehr und mehr mächtig in der Stadt, weil das endende 18. und das 19. Jahrhundert den Instinkt für das Rassefremde und Blutsfremde dieses Volkes verloren hatte oder ihn im Aufklärungsfimmel erstickte.

Vinzenz Fettmilchs Kampf gegen das Judentum trägt seine Früchte erst heute. Sein Leben und Sterben soll in Zukunft im Deutschen Volke nicht mehr vergessen werden!

Nachwort

Es ist merkwürdig, daß das Andenken eines Mannes wie Vinzenz Fettmilch fast ganz aus der Erinnerung des Volkes verschwunden ist. Selbst diejenigen, die sich viel mit der Deutschen Geschichte befassen, wissen über seinen Kampf so gut wie nichts. Eine Zeit, welche die Juden bevorzugte, konnte freilich auch nicht die Geschichte eines Mannes schreiben, der sich gegen diese erhoben hatte. Daß das nicht geschah, dafür sorgten die Juden schon selbst. Nur in Spezialabhandlungen über die Stadt Frankfurt lebte der Fettmilch-Aufstand wieder auf. Friedrich Bothe gibt in seinem Werk: „Frankfurts wirtschaftlich-soziale Entwicklung vor dem Dreißigjährigen Krieg und der Fettmilch-Aufstand 1612—1616" (Frankfurt 1920) vor allem Einblick in die Akten der Aufstandsgeschichte. Den größten Teil der in Frage kommenden Urkunden gibt er im Wortlaut wieder. In großem Zusammenhang, natürlich nur kurz, behandelt er den Aufstand auch in seiner „Geschichte der Stadt Frankfurt a. M." (1913). Die soziale Seite des Problems streift Max Quarck in seinem Buch: „Soziale Kämpfe in Frankfurt am Main" (1911). Über die Judenfrage

in Frankfurt, soweit sie für unseren Fall nicht eindeutig aus den Aufstands-Akten hervorgeht, unterrichtet das Buch von Joh. Jak. Schudt: „Von der Frankfurter Juden Vergangenheit", das — judenfreundlich gehalten — im Jahr 1934 in einem jüdischen Verlag in Berlin neu herausgegeben wurde. Ganz ausgezeichnet führt in diese Frage ein die kleine Broschüre von Dr. Fritz Debus: „Kaiser, Erzbischof und Juden", die auf Frankfurter Akten und zeitgenössische Berichte gestützt, das unheilvolle Wirken der Frankfurter Judenschaft deutlich herausarbeitet.

Diese oben genannten Werke sind dem vorliegenden Manuskript zu Grunde gelegt. Außerdem wurde eine Anzahl Orginalakten, die auf der Staatsbibliothek München vorhanden sind, eingesehen.

Der Tatsachenbericht wurde geschrieben in der Absicht, das Andenken eines Mannes, der seinen Kampf gegen Juden und volksferne Machthaber mit dem Leben bezahlen mußte, wieder aufzuwecken. Der Frankfurter Aufstand von 1612 ist ein Lehrbeispiel in der Deutschen Geschichte für die Verquickung der Interessen von Juden, Kirche und Kaiser, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Auch diese Zusammenhänge sollen einem weiteren Kreis verständlich gemacht werden. Denn erst unsere Zeit vermag sie richtig zu deuten und kann den Kampf Vinzenz Fettmilchs ganz verstehen.

Dr. Lore Sporhan-Krempel.

Beachten Sie bitte
die Buchanzeigen
auf den folgenden Seiten!

Der „Fettmilch-Aufstand" gegen die Juden in Frankfurt führte letzten Endes doch zu einem Fehlschlag und brachte seinem Anführer den Tod. Das mußte so sein, weil dieser Anführer selbst und sein Anhang in christlichen Gedankengängen befangen blieben und infolgedessen unter tathemmenden Widersprüchen ihrer Gewissens- und Glaubensvorstellungen litten. Außerdem mußten sich die Machthaber, der Kaiser und die Kirche, auf Grund ihres christlichen Standpunktes ebenfalls schützend vor die Juden und damit gegen Deutsche Menschen stellen, die gegen die jüdischen Blutsauger auftraten. Solange ein Kampf gegen die jüdischen Machtgelüste nicht gleichzeitig mit einer vollkommenen Ablehnung des Christentums und mit einer rücksichtlosen Aufklärung über die insbesondere durch das Christentum geförderten jüdischen Zersetzungabsichten gepaart ist, solange wird der Jude am Ende immer wieder obsiegen! Mag solch ein Kampf auch mit den Anzeichen allerstärkster Macht geführt werden, er trägt den unfehlbar tödlich wirkenden Krankheitkeim schon in sich, wenn er das Christentum — diese „Propagandalehre des Judentums", wie General Ludendorff es nannte — ungestört weiter wirken läßt oder es gar noch fördert. Viele Deutsche haben die Zusammenhänge noch nicht begriffen, ja noch nicht einmal eine Ahnung davon. Die Erhaltung unseres Volkes aber macht es zur zwingenden Notwendigkeit, daß die Erkenntnis dieser Zusammenhänge zum Gemeingut des Volkes werde. Als geeignete Aufklärungschriften von über-